

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N<sup>o</sup> 51.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(24. Fortsetzung.)

Am Nachmittag wurde wieder ein anderthalbstündiger Gottesdienst für die Züchtlinge gehalten. Ein junger Hilfsprediger funktionirte dabei. Obwohl die große Mehrzahl seiner Zuhörer durchaus nicht für die religiöse Erbauungsstunde eingenommen war, so hatte er doch eine sehr aufmerksame Gemeinde vor sich. Seine Weise, zu derselben zu sprechen, war bei der Monotonie ihrer sonntags- und feiertäglichen Beschäftigungen eine angenehme Unterbrechung. Außerdem sahen sie einander, sie durften singen und der Prediger verflocht in seiner Ansprache an sie gewöhnlich die Erklärung biblischer Vertlichkeiten und der damals herrschenden Anschauungen, Sitten und Gebräuche, was seiner Zuhörerschaft Interesse besonders erregte.

Während in der einfachen Kirche zuweilen tiefe Stille herrschte, in der nur allein des Predigers Stimme sich vernehmlich machte, hatte in des Direktors Wohnung eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft sich eingefunden, die aus den höheren Beamten des Hauses mit ihren Frauen bestand. Es war gebräuchlich, einen sogenannten Jahresbraten von Seiten des Direktors zu geben, und Major den Grotte würde die Unterlassung dieses Herkommens für eine Beleidigung angesehen haben, die er sich selbst zugesügte.

Punkt vier Uhr fand sich Doktor Philipp an der Tür ein; sie war geschlossen. Auf sein Klopfen öffnete eine Magd, ließ ihn eintreten und sagte ihm, Madame Burleigh werde sogleich kommen, er möge nur ein wenig warten.

„Aber ich will ja zum Herrn Major.“

„Der hat große Gesellschaft, kann nicht abkommen und ... hinein darf ich ihn doch nicht lassen, das kann er sich wohl denken. Die Herrschaften gehen alle wie gepuzt, ganz extrafein, na, und er? 's geht nicht ... 's geht nicht. Warte er hier nur in aller Ruhe.“

„Sie hat recht, dies Kleid ist ein Anstoß für jeden gebildeten Menschen ... ich werde also auf Madame Burleigh warten.“

Die soeben empfangene Demütigung wirkte recht niederdrückend auf den Doktor, er schöpfte tief Atem, als läge ihm ein Fels auf der Brust, dann schlüpfte ein spöttisches Lächeln über sein bleiches, mageres Gesicht und er murmelte vor sich hin: „Züchtling ... ein Gezeichnete ... auch die Schande hat ihre Farben.“

Er lehnte sich an die Zimmerwand. Dann klapperte vor der Tür ein Kaffeegeschirr und Madame Burleigh trat mit einem solchen ein.

Sie erklärte ihm, daß ihr Bruder, der Major, heute nicht mehr für ihn zu sprechen sei; aber es werde jemand anderer statt dessen kommen, den zu sehen ihm große Freude machen werde.

„Madame Burleigh, ich bin zum willenlosen Manne geworden, der ... von Tröstungen lebt,“ bemerkte Doktor Philipp.

„Wenn die Tröstungen alle derart sind, wie sie Ihnen durch uns kommen, dann glaube ich, können Sie zufrieden sein,“ antwortete die vorige lachend. „Ich bitte, genießen Sie den Kaffee, dann folgt ... die Freude, von der ich sprach.“

Doktor Philipp hätte jedenfalls kein Urtheil über das Aroma des Kaffees abgeben können, er hatte ihn wie geistig abweisend genossen. Es griff tief bei ihm ein, sich als unwürdiger Gegenstand für die gepuzte Gesellschaft angesehen wissen zu müssen, den man rücksichtsvoll ihrem Anblicke fern halte, um ihr nicht den guten Appetit und das Vergnügen fröhlicher Unterhaltung zu verderben. Ihm erschien es als eine Härte ohne gleichen, daß der Major hierher ihn befohlen hatte; ja selbst Madame Burleigh, die sich bisher so gütig gegen ihn erwiesen, war, wie es schien, mit diesem gebietenden Herrn in voller Uebereinstimmung ... Der Züchtling hatte keinen Anspruch auf irgend eine Berücksichtigung. Wenn sie nur mit wenigen Worten angedeutet hätte, daß sie ihm sein Gretchen zuführen werde; aber sie hatte derselben mit keiner Silbe erwähnt und dies Schweigen tat ihm weh. Von einem Fremden hatte sie gesprochen, über dessen Besuch er sich freuen werde ... sein Kind zu sehen hätte er sich gefreut, aber einen Fremden gewiß nicht. Er fühlte sich recht sehr niedergedrückt, die Abhängigkeit von anderer gutem Willen machte ihn traurig.

Den Kopf in die hohle Hand des auf den Tisch gestützten linken Ellenbogen gedrückt, saß er in Nachdenken versunken, als er plötzlich seine Schulter berührt fühlte. Er blickte auf und schien starr vor Ueberraschung zu sein, kein Laut übersprang seine Lippen ... vor ihm stand Doktor Wolfgang. Dieses Wiedersehen nur zu vermuten, hatte ihm fern gelegen, er bedurfte Fassung, um mit der Wirklichkeit sich vertraut zu machen,



dann aber riß er den jungen Mann mit stürmischer Freude an sich. „Mein Wolfgang . . . du bist es?!“ rief er unter Tränen. „Ist es denn möglich, daß du in dies Haus des Unglücks Eingang gefunden hast? Und wie? Und wie?“

„Ei nun, wer gute Freunde hat, setzt manches durch, was gar nicht möglich scheint,“ antwortete Wolfgang lachend. „Sie, mein würdiger Herr und Freund, scheinen ganz vergessen zu haben, daß Miß Arabella, Madame Burleighs Tochter, meine Verlobte ist. Mutter und Tochter sind die guten Geister dieses Hauses und ganz besonders für Sie eingenommen. Arabellas edles Herz und ihrer Mutter Beihilfe haben den Major zu der Zustimmung bewogen, daß Sie Gretchen wiedersehen durften, und ich danke es ebenfalls beiden, jetzt Ihnen gegenüber zu stehen. Ich hatte brieflich gegen die Miß, meine Verlobte, den Wunsch ausgesprochen, mit Ihnen einmal sprechen zu können, um von Ihnen diejenigen Weisungen zu empfangen, die Sie für die neuen Einrichtungen in unsrer Apothek e nötig hielten. Ich empfing von ihr die schriftliche Antwort: ich solle in kurzen Worten meinen Besuch zum Neujahrsfest bei ihr anmelden. Das geschah von meiner Seite pünktlich, obwohl ich mir nicht enträtseln konnte, wozu diese Einladung? Sie wurde mir indes gestern Nachmittag vollständig klar, als ich im Auftrage des Herrn Majors von Madame Burleigh die Zuschrift mit der Bitte erhielt, mit Arabella bei dem heutigen Festmahle, den er dem Herkommen nach seinen Beamten und deren Familien auszurichten habe, teilzunehmen. Die vollkommene Aufklärung erfuhr ich jedoch erst heute von meiner Verlobten. Sie hatte natürlich ihr Erscheinen ohne mich abgelehnt, weil es sehr beleidigend für mich sein müßte, wenn sie eine anderweite Einladung annähme, dagegen meine Anwesenheit unberücksichtigt lasse . . . so gelangte ich denn zu der Ehre, Gast des Herrn Majors zu sein.“

„Sehr gut, sehr gut,“ stimmte Doktor Philipp bei. „Sage deiner Verlobten meinen Dank dafür.“ Nach einer Pause fragte er: „Hast du Gretchen gesehen . . . und gesprochen?“

„Beides . . . ja.“

„Ist sie heiter?“

„Ich glaube es,“ antwortete Wolfgang.

„Du glaubst es? Ich verstehe nicht, wie das gemeint ist.“

„O, mir war es, als ich in das Zimmer trat, daß man den jungen Mädchen, Töchtern der Beamten, ihren Mitschülern im Pensionat, zu deren alleiniger Unterhaltung angewiesen hat, als blicke sie recht kummervoll vor sich nieder, als ich aber unbemerkt hinter sie trat und sie beim Namen nannte, wendete sie ihr freundliches liebes Gesicht, in dem nur sehr wenige Spuren der Blattern geblieben sind, rasch nach mir um und . . . bei Gott, ich glaube, es würde von der aufgehenden Sonne beschienen, so überglänzte es die Freude mich zu erblicken. Ihre Fragen betrafen Sie und Eugen, ihren Lebensretter. Sie war sichtbar glücklich, von mir Auskunft über beide Fragen zu erfahren, insofern ich nämlich über diejenige, welche Sie betraf, ihr soviel mitteilen konnte, als ich selbst von meiner Verlobten gehört hatte und den Umständen nach doch auch nicht zu den schlimmsten Nachrichten gehörten.“

„Auch nicht zu den freudenreichen, mein Sohn,“ bemerkte Doktor Philipp ironisch. „Du hast aber recht getan, wenn du ihr das Bild meiner jezigen Existenz nicht Grau in Grau geschildert hast. Warum dem armen Kinde das Herz schwerer machen, als es schon ist? Wie armselig der Mann, dessen Kind ihn in der Züchtlingsjacke gesehen! Kann es eine größere Demütigung für einen Vater geben, als dies Bewußtsein zu haben? Nein, nein! . . . Mein armes Gretchen, du hast volle Ursache, dich meiner zu schämen.“ Der von diesem schweren Selbstvorwurf Erschütterte bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen . . . Wolfgang blieb eine Weile ruhig bei ihm stehen, dann neigte er sich zu dem Sitzenden nieder und erinnerte ihn, daß seine Zeit gemessen sei und er wieder zur Gesellschaft zurückkehren müsse, um dem ihm argwöhnisch scheinenden Direktor nicht Anlaß zu geben, auf ihn aufmerksam zu werden.

„Ja, ja, du hast recht, mein Sohn. Was hast du mir noch mitzuteilen?“ fragte Doktor Philipp.

Wolfgang zog ein zusammengefaltetes feines Blatt Papier aus der Brusttasche seines Tracks und ihm dies in die Hand drückend, flüsterte er ihm zu: „Verbergen Sie es. Es ist der Auszug unserer Einnahmen und Ausgaben. Die Rechnungsbelege und betreffenden Quittungen habe ich sorgsam verwahrt zu Ihrer dereinstigen Durchsicht. Eugen weiß darum für den Fall, daß mir etwas menschliches zustieße. Auf ihn ist sicherer Verlaß.“

„Wie peinlich rechtschaffen seid ihr!“ rief Doktor Philipp. „Ich fürchte nur, daß ein anderer eure Mühe nutzlos macht! Vergesst nicht, daß ich noch drei Jahre Zuchthaus durchzumachen habe . . . das ist eine lange Zeit.“

Ehe Wolfgang darauf etwas erwidern konnte, öffnete sich die Tür und Madame Burleigh rief leise herein: „Rasch, Doktor Wolfgang, rasch in mein Zimmer . . . Arabella ist daselbst. Mein Bruder, der Major, scheint Ihnen nachzuspüren. Er darf Sie hier nicht finden.“

In wenigen Minuten saß Doktor Philipp allein in dem Vorzimmer, den Einbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in die hohle Hand gelegt, also ganz in der Stellung eines vom Schlummer Ueberraschten. Es war ihm nicht entgangen, daß jemand durch's Nebenzimmer sich nahe, er hörte die Tür vorsichtig aufklinken . . . er hatte sich nicht getäuscht, es war der Major, dessen schnaufendes Atemholen ihn verriet. „Er schläft,“ sagte er halblaut zu sich . . . „kann sich abenturen.“ He, er da, Doktor! für heute ist er entlassen . . . gehe er!“

„Zu Befehl, Herr Major.“ Damit verließ der Schlaftrunkene das Zimmer.

„Wäre der junge Doktor bei ihm gewesen, würde er sicher nicht eingeschlafen sein,“ brummte der martialische Herr vor sich hin. „Also keine Teufelei hier untergelaufen . . . traue meiner Nichte sonst nicht viel gutes zu.“

Der Neujahrstag hatte mit dem schönsten Wetter begonnen, mit dem Winterfeste sich überhaupt je einstellen können, eine milde Kälte ohne Schneegestöber, ohne Sturmessausen und doch jeweiliges Erscheinen blauen Himmels; aber schon am Tage Melchior, der mit seinen Gefährten Kaspar und Balthasar die lange Prozession der Jahrestage auf die Wandererschaft führt, begann ein schlimmer Wetterwechsel, der mit kurzen Unterbrechungen beinahe bis über die erste Hälfte des März hinausdauerte, dann aber Beruhigung der Elemente brachte und einen schönen April anbahnte, der wohl hin und wieder launisch, aber immer bald wieder mit warmen Sonnenschein und lindem Lüften die vom langen, häßlichen Winterwetter verdüsterten Menschenherzen erfreute.

An einem der letzten Märztage empfing Miß Arabella Burleigh einen Brief mit dem Poststempel „London.“ An der Handschrift der Adresse erkannte sie dessen Absenderin, und die Ahnung, daß der Inhalt des Schreibens ihr viel Freude bringen werde, überleuchtete ihr Gesicht wie von Sonnenschein umflossen. Der Inhalt des von ihr hastig erbrochenen Briefes lautete:

„Meines Herrn Vaters königliche Majestät hat meine Vermählung mit Viscount Falkland, nachdem alle Hindernisse, welche derselben entgegenstanden, fast sämtlich beseitigt sind, für die Zeit von Ostern bis Pfingsten fest bestimmt, und ich bin sehr froh, daß diese mir so unangenehme und mich zuweilen recht bitter kränkende Familienstreitigkeiten nun gehoben sind. Einen Wunsch habe ich noch, den ich erfüllt sehen möchte, und da er dich betrifft, so zweifle ich nicht, daß du ihn erfüllen wirst, du bist ja meine gutherzige, liebe Bella, meine einzige, wahrhafte Freundin . . . ich möchte dich noch einmal sehen und Abschied von dir nehmen. Wenn ich mit meinem Gemahl von hier nach Bombay abreise, liegt ja eine halbe Welt zwischen dir und mir . . . das bedenke, Bella! Der günstigste Zufall enthebt dich jeder möglichen Reisebeschwerde nach hier. Herzog von Cambridge, euer hannoverscher Vizekönig, wird anfangs der Charwoche zum Zweck notwendiger Besprechungen über Einführung wichtiger Reformen in eurem Lande



mit meines Herrn Vaters Königlichen Majestät in London ein-  
treffen. Zu diesem Behufe findet er im Hamburger Hafen eine  
königliche Yacht, die ihn aufnimmt und wieder zurückbringt.  
Cambridge, der Freund meines Bräutigams, ist die Liebens-  
würdigkeit selbst. Er wird sich freuen, die von mir brieflich an  
ihn gerichtete Bitte, dich in seinen Schutz zu nehmen, zu er-  
füllen, und ich hege keinen Zweifel über dein Kommen zu mir,  
weil ich weiß, daß du die Osterferien nicht aus der Welt  
schaffen wirst und im festen Glauben an deine herzliche Freundschaft zu mir grüßt dich deine treue Freundin Amalia Fitz-  
clarence, für Leben und Sterben Halb-Prinzeß."

Das heitere, lebensfrohe Gemüt Arabellas fühlte sich unge-  
mein erfreut durch die Zuschrift dieser ihr so theuern Freundin. Es  
wäre ihr unmöglich gewesen, auch nur den Gedanken einer Ableh-  
nung dieser Bitte in ihrem Herzen aufstauen zu lassen, und der  
Entschluß, die unter so günstigen Umständen sich ihr bietende Reise-  
gelegenheit anzunehmen, bedurfte keiner längeren Ueberlegung, er  
stand fest bei ihr. "Ich muß noch einmal meine Halb-Prinzeß  
sehen," sagte sie lachend. "ich könnte mir es ja nie, nie  
verzeihen, ihren Wunsch des Wiedersehens zwischen uns unbe-  
achtet gelassen zu haben, wenn sie in dem fernem, fremden Lande  
aus dem Leben scheiden müßte." Dieser sich ihr aufdrängende  
Gedanke machte sie sehr ernst.

War es auch nur Scherz, daß Lady Amalia sich als Halb-  
Prinzeß unterzeichnete, so konnte sie es doch mit Zug und Recht  
thun, sie war es von väterlicher Seite. Ihr Vater, Herzog  
Heinrich, der dritte Sohn des Königs Georg III., hatte, als  
er zum Herzog von Clarence ernannt worden, mit der schönen  
Irländerin Miß Dora Jordan, Schauspielerin am Drurylane-  
theater, eine Verbindung geschlossen, aus der zehn Kinder, fünf  
Söhne und fünf Töchter, hervorgingen; Lady Amalia war das  
jüngste Kind dieses lebendigen Reichthums. Die illegitime Ver-  
bindung des Herzogs mit der schönen Dora wurde getrennt,  
die sie ging zur Bühne zurück und starb arm in Paris. Die  
Kinder wurden von ihrem erlauchtem Vater auf's zärtlichste  
verjagt. Lady Amalia, die jüngste und meist geliebte Tochter  
in das vom Professor Burleigh für Töchter hocharistokratischer,  
fernen von London auf ihren großen Besitzungen lebenden Fami-  
lien begründete Erziehungsanstalt gebracht, und hier entstand  
die innige Freundschaft zwischen Lady Amalia und Arabella.

Madame Burleigh, welche mit mütterlicher Treue an der  
jungen Königsstochter hing, widerriet selbstverständlich die von  
Arabella beschlossene Reise nach London nicht.

"Eure Meeresfahrt wird gewiß vom besten Wetter begün-  
stigt sein, unsere Landleute prophezeihen sehr große Trockenheit  
bis Ende Mai," sagte Madame Burleigh zu ihrer Tochter,  
welche sie stets besuchte, wenn sie nach der Stadt fuhr.

"Für die Landleute allerdings keine angenehme Aussicht,  
für Seefahrer aber eine günstige," bemerkte Arabella.

"So ist es, ja; aber für den Major, deinen Oheim, welcher  
mit seinem Sohn die Feiertage in Göttingen verleben will, um  
ihn dort für die Universität einschreiben zu lassen, wird gutes  
Wetter sehr erwünscht sein. Er findet da einige alte gute  
Freunde aus seiner Kriegszeit, auf deren Wiedersehen er sich  
außerordentlich freut und seine gute Laune käme auch seinem  
Sohne zugute, denn du weißt ja, wie brummig dein Onkel ist,  
wenn es ihm, in die Platte regnet, wie er zu sagen pflegt."

"Ja, dann ist es übel, mit ihm umgehen," stimmte die Miß  
lachend bei. "Eins bitte ich, Mama, besuche täglich mein Pen-  
sionat. Es bleiben nur wenige Pensionärinnen hier im Hause  
zurück, welche die Ferienfreiheit aus verschiedenen ihre Familien  
zu betreffenden Gründen diesmal nicht zu einer Besuchsreise zu  
ihnen benutzen können. Sie müssen aber wissen, daß ich sie  
doch, wenn ich auch nicht anwesend bin, unter sicherer Obhut  
gelassen habe. . . und nimm dich vorzüglich unseres Liebens-  
geliebten Gretchens an. Sie dauert mich. . . so allein auf  
würdigen Gretchens an. Sie dauert mich. . . so allein auf  
sich angewiesen zu sein, wird ihr sehr wehe thun."

Ein leises Schluchzen folgte dieser Aeußerung Arabellas.  
Sie und ihre Mutter sahen sich überrascht um, da sie sich allein  
im Zimmer glaubten. Sie erblickten Gretchen Philipp auf einem

Tabouret im Winkel sitzen, ihr Taschentuch, mit dem sie sich  
die tränenvollen Augen trocknete, in der Hand.

"Aber Kind, warum weinst du?" fragte Madame Burleigh.

"Wegen meines Vaters," antwortete das junge Mädchen.

"Die Osterfeiertage werden für ihn recht traurige Tage werden."

"Was du dir einbildest, mein Gretchen!" entgegnete die  
Miß. "Meine gute Mutter bleibt ja hier, du hast es gewiß  
von uns gehört. . . nicht?"

"Ich habe es wohl," antwortete die kleine Dame. . . "aber  
das hilft ihm nichts. Wenn der Herr Major nicht den Befehl  
gibt, daß er zu ihm kommen soll, dann darf er den Kranken-  
saal nicht verlassen, und es würde für ihn und mich doch eine  
große Feiertagsfreude sein, uns sehen zu können. Ach, er  
braucht so viel Freude, der gute Vater, damit ihn das Leid  
nicht überwältigt."

Aus dieser Klage Gretchens klang ein so tiefer Kummer  
heraus, daß Madame Burleigh und ihre Tochter sich davon  
tief gerührt fühlten. "Mein liebes Gretchen," sagte Arabella,  
sie bei der Hand nehmend. . . "du darfst nicht gleich allen  
Nut verlieren. Wir müssen erst nachdenken, wie wir diese  
Angelegenheit derart ordnen, daß sie uns zum Ziele bringt.  
Ueberlasse das mir, ich bin in solchem Calcul immer glücklich  
gewesen. . . vertraue mir, Kind, du wirst es nicht zu beklagen  
haben."

Gretchen fand sich durch diese herzliche Zuredung erhoben.  
"Wie gütig Sie gegen mich sind!" rief sie, und küßte ihr dankbar  
die Hand. "Und ich werde dafür Sorge tragen, daß mein  
Bruder, der Major, deinem Vater die Erlaubnis gibt, dich zu  
umarmen," setzte Madame Burleigh hinzu. "Wir werden dich  
in deiner Herzensnot nicht verlassen."

Es war keine lange Zeit mehr bis zur Charwoche; aber  
alles, was geschehen sollte, war vortrefflich eingeleitet worden,  
und so glitt die im hamburger Hafen für den Bizetkönig bereit  
liegende königliche Yacht von einer frischen Brieftube getrieben so  
rasch ins offene Meer hinaus, wie es nur von einem flotten  
Schnellsegler zu erwarten war. Miß Arabella Burleigh hatte  
sich dem Herzog Cambridge in Hannover vorgestellt, sie war  
ihm keine Fremde, er kannte sie von Lady Amalia her, bei  
welcher er bei seinen jeweiligen Besuchen in London sich allemal  
als Freund ihres Verlobten, Viscount Falkland, eingefunden.  
Die Lady hatte ihm brieflich den Wunsch ausgesprochen, ihre  
Freundin Arabella unter seinem Schutze mitzubringen und die  
Aufnahme, welche diese bei dem durch seine große Freundschaft  
in ganz Hannover beliebten Regenten fand, war eine so  
ermutigende, daß sie ohne Furcht ihn um seinen Beistand für  
ein hilfsbedürftiges junges Mädchen bat. Und ohne Zögern  
theilte sie ihm das Schicksal Gretchens mit, deren Vater zu sechs  
Jahren Buchthaus verurteilt worden und bereits die Hälfte  
dieser Strafzeit überstanden habe.

"Ich habe nicht die Macht, ihn seiner Strafe zu entheben,"  
sagte der Herzog-Bizetkönig.

"Aber Seine Majestät der König hat sie. . . nicht, gnä-  
digster Herr?"

"Gewiß, Miß Burleigh."

"Dann bitte ich, mein durchlauchtiger Herr, meine kleine  
Freundin mit mir hinüber nach London nehmen zu dürfen. Sie  
hofft mit Zuversicht auf Lady Amalias Fürwort bei Seiner  
Majestät dem König. Das ist ein so schönes Vertrauen, welches  
in ihrem jungen Herzen zu erschüttern ich nicht gewagt habe."

"Sie haben sehr recht getan, Miß," stimmte der Bizetkönig  
bei. "Bringen Sie sie mit aufs Schiff, ich will sie kennen  
lernen. Wer ist ihr Vater?"

"Der hildesheimer Doctor-Apotheker Philipp."

"Der ist's? Ich habe viel zu seinen Gunsten gehört. Nun,  
vielleicht kann ich etwas für ihn tun. Auf Wiedersehen, Miß!  
Ich werde Ihnen den Tag meiner Abfahrt anzeigen."

Somit war alles die kleine Reise betreffende geordnet und  
zum bestimmten Tage fand sich Miß Burleigh mit Gretchen,  
der Amme und einigen Gepäckstücken auf dem Schiffe ein. Eine  
Stunde später glitt die Yacht mit der Schnelligkeit eines abge-



schoffenen Pfeils die lange Wasserstraße nach dem Meere zu, über dessen ruhig hinrollenden Wogen der Sonnenschein sich wie ein glühender Goldstrom ausbreitete, der in der Ferne vom Himmel niederzufallen schien. Es war eine rasche köstliche Fahrt, die Luft mild, trotzdem man erst im April war. Der Bizekönig versicherte der Miß, daß, trotzdem er oft zwischen Hamburg und London verkehrt habe, er sich nur weniger solcher Prachtfahrten erinnern könne. „Sehen Sie da Ihre kleine Dame am Steuerbord stehen und in Stauern und Andacht vor dieser Herrlichkeit die Hände falten.“

Sprach der Herzog.

„Man möchte fast glauben, Himmel und Meer habe sich ihretwegen in Gala geworfen.“

„Ew. Durchlaucht, sie ist wirklich liebenswürdig.“

„So werde ich versuchen, sie zu einer Unterhaltung mit mir zu bewegen,“ entgegnete der Herzog.

„Gestatten Sie mir aber zuvor, Sie mit dem mich begleitenden Kavalier bekannt zu machen.“

Die Zahl seines Gefolges beschränkte sich auf wenige Herren und einige Lakaien, der weibliche Teil der Passagiere bestand eben nur aus Miß Arabella, Gretchen und deren Amme. Die letztere, der eine See-reise ganz etwas neues war, hatte auf einer Bank sich niedergelassen und schaute ganz überrascht hinaus in die un-absehbare Weite, auf die verschiedenen Schiffe, die ihren Cours entweder kreuzten oder an der Nacht vorüberfuhren, schließlich aber hasteten ihre Blicke an der Einrichtung dieser und an dem, was auf dem Deck derselben vorging. Daß das, was Gretchen betraf, ganz besondere Anziehungskraft auf sie ausübte, war natürlich. Die kleine Dame ging an der Hand des Bizekönigs auf und ab spazieren, wobei sie sehr angelegentlich zu ihm sprach, während er dem Anscheine nach ihr mit großem Vergnügen zuhörte.

„Hätte ich es doch nie für möglich gehalten, daß ich jemals in einem so vornehmen Schiffe, und gar mit einem so großmächtigen Herrn Bizekönig auf der See fahren sollte!“ murmelte sie vor sich hin. „Es ist etwas ganz Erstaunliches, es glaubt's niemand, daß mir dergleichen große Ehre passieren kann; aber es ist, es ist... niemand kann's abstreiten.“ Nach einer Weile, in welcher Gretchen ihre Aufmerksamkeit abermals

auf sich gezogen hatte, fand sie hinlänglich Anlaß, darüber zu erstaunen. „Weiß es Gott, das Kind tut, als wäre es hier zu Hause,“ redete sie zu sich... „und die große Dame spielt es, wie wenn es dazu erzogen wäre. Von wem kann sie das gelernt haben?“ Sie überließ sich einem langdauernden Grübeln über diese höchst wichtige Frage, bis sie völlig klar in derselben geworden war und sich mit der Ueberzeugung trösten konnte: „Von mir nicht... von mir gewiß nicht.“ Niemand auf der Nacht würde an dieser Erkenntnis des Richtigen ge-



Die Hussiten bo

zweifelt haben, indes, da dieser höchst wichtige Gegenstand von niemand zur Sprache gebracht wurde, so blieb er eben ein Geheimnis.

Gretchen befand sich in der heitersten Stimmung, wie seit lange nicht. Der schon in den Jahren vorgerückte Bizekönig unterhielt sich mit ihr so freundlich, als datire seine Bekanntschaft mit ihr nicht erst von heute. Ihr anheimelndes, kindliches Wesen gefiel ihm ungemein, er hatte sie durch Fragen dahin gebracht, ihm von ihren kleinen Erlebnissen zu erzählen.



Da er zufällig die Bemerkung hatte einfließen lassen, daß sie auch anderes erzählen könne, wenn sie glaube, es werde nicht genug interessant sein, was sie selbst erfahren habe, so sah sie ihn groß an und antwortete: „Daß, gnädiger Herr Bizetkönig, wäre ganz unmöglich, denn da müßte ich ja bei lebendigen Leibe verbrannt sein.“

„So Furchterliches hättest du erlebt? Nun, dann erzähle, Kind.“

Gretchen kam bei der Erzählung des ihr drohenden Feuertodes in ganz außerordentliche Aufregung; der Herzog bemerkte

„Und dein Vater, Kind?“

„Ach, himmlischer Gott, er ist ein armer Gefangener... das ist sehr traurig! Wer wird ihn erlösen?“ Das junge Mädchen faltete die Hände wie zum Gebet, während große Tropfen über seine Wangen herabrollten.

Der Bizetkönig sprach leise: „Nur Mut, ich helfe dir.“

„Sie, gnädigster Herr Bizetkönig, wollten...“

„Pfi!“ den Zeigefinger wie einen verschließenden Riegel über die Lippen gelegt, bedeutete er sie, zu schweigen.

Die Brise, welche am Vormittag der Nacht schon einen starken, wenn auch immer noch mäßigen Trieb gegeben hatte, daß sie schnell durch die Wogen hinschoß, verstärkte sich am Nachmittag sehr bedeutend, und dabei wurde die Temperatur so rauh, daß diejenigen, welche nicht benötigt waren auf dem Deck zu bleiben, sich in die Kajüten oder in die Stabinen zurückzogen. Das leichte, mit einer Menge Lichtern ausgestattete Fahrzeug hielt festen Cours über Nacht und am Mittag hatte es die Kreideseilen in Sicht, dann erst minderte sich die Brise, bis sie nach Verlauf zweier kleinen Stunden fast ganz abfiel und das sonst wie besüßelt die Temfessel durchschneidende königliche Fahrzeug in den Nachtstunden durch einen Steamer vorwärts gebracht werden mußte, bis der Landungsplatz endlich erreicht war.

## 11.

### In Busby-Park.

Windsor, das berühmte englische Königsschloß, kann sich nicht nur der Ansummen rühmen, die sein Bau gekostet hat, der überall daselbst aufgehäuften Kunstschätze, wie so leicht kein Königsschloß der Welt nur annähernd solche aufzuweisen ver-

mag, sondern auch eines wahrhaft königlichen Spaziergangs. Dies ist die 1870 Fuß lange Terrasse, welche die ganze Gegend beherrscht und in der Wirklichkeit die Bezeichnung „riesig“ verdient.

Zwei Tage nach der Ankunft des hannöverschen Bizetkönigs zu London, ging dieser Herr an der Seite seines Verwandten, des Königs William des Vierten, auf dieser Terrasse spazieren. Beide Herren hatten viele Ähnlichkeit mit einander, obwohl der Herzog weniger groß als der König war, aber ihre Per-

sehr deutlich, daß nicht allein das Schreckliche, was sie beim Brande der Apotheke überstanden, sie noch jetzt durchzitterte, sondern daß die Erinnerung an ihren Retter es hauptsächlich sei, welche sie so gewaltig ergriffen habe.

„Er rettete dich, aber sein Schicksal?“

„Auch er lebt noch. Nach wie vor ist Eugen im Laboratorium meines Vaters. Ich habe ihn aber seit jenem Schreckenstage bis heute nicht wieder gesehen. O, Eugen ist sehr gut... ich lasse nicht von ihm, und müßte ich sterben.“



urg. (Seite 644.)



fönllichkeiten erwiesen sich beide als wohlbeleibt und zugleich zeigten ihre Physiognomien eine angenehme Uebereinstimmung freundlicher Züge, wie in ihren gegenseitigen Umgangsmanieren besonders Gutmütigkeit sich kundgab.

„Nun, Cambridge, du schreibst mir, daß du bezüglich Hannover's total andere Ansichten gewonnen hättest. Wie kam das?“ fragte der König. „Hier kommst du von der Leber herunter sprechen. Zum Hören gehören gute Ohren, und wer uns hier behorchen wollte, müßte auch wunderbare lange Ohren haben. Meinst du nicht?“

„Freilich,“ lachte der Gefragte. „Und da kein solches Ungeheuer hier auf der Terrasse sich blicken läßt, so denke ich, deiner Aufforderung nachkommen zu müssen.“

„Gut, tue es.“

„Du weißt, Heinrich, daß ich die Gewohnheit habe, in müßigen Stunden zuweilen im einfachen bürgerlichen Rocke und Stulspiefeln, ein Bambusrohr mit elfenbeinernem Knopfe in der Hand, zu promeniren.“

„Ja, ja, eine komische Naupe von dir . . . kenne das ja,“ antwortete König William lachend. „Ihre ich nicht, hat man dich bei solcher Maskerade einmal für einen Dorfschulmeister gehalten, und du hättest von groben Kerlen, die mit dir Narrenspößen treiben wollten, worauf du einzugehen nicht Lust hattest, die schönsten Prügel bekommen.“

„Vollkommen richtig; aber 's kam anders,“ bestätigte Cambridge heiter. „Zum richtigen Moment, als ich eben in die Kur genommen werden sollte, sprengten zwei Leibdragoner-Diffiziere, von ihren Burtschen gefolgt, auf der Straße heran. Cambridge in Not, helf! schrie ich, und rief sie bei Namen, weil ich sie kannte. Das wirkte, sie erkannten mich ebenfalls und . . . ei nun, Heinrich, das Ende kannst du dir denken. Mit einigen flachen Säbelhieben jagten die Offiziersburtschen meine lieben Freunde in den sumpfigen Straßengraben.“

„Das Glück war auf deiner Seite.“

„Sehr richtig, darum kriegten die miserablen Kerle die Prügel, die sie mir zugebacht hatten.“

Diese Unterhaltung fand keine weitere Fortsetzung; der König bemerkte eine Bank und sagte: „Laß uns sitzen, ich bin müde. Es wird auch dir nicht schaden, denke ich.“

„Ganz treffend,“ stimmte der Vikar bei, indem er scherzend hinzusetzte: „Zu Schnellläufern bringen wir beide es nun einmal nicht.“

Nach einer Pause erzählte der letztere, daß er mit einem alten Manne bei einer solchen ähnlichen Promenade bekannt geworden sei, was ihm sehr von Nutzen gewesen.

„Dir von Nutzen gewesen? Wie das?“

„Weil ich in meiner jezigen Stellung in den Stand gesetzt bin, vieles wieder gut zu machen, was man früher absichtlich schlimm machte. Heinrich, es ist schwer an dem Volke Hannover's gesündigt worden, man hat es auf alle Art und Weise ausgebeutet, und die einfachsten Menschenrechte, die auch das ärmste Volk besitzt, sind den Hannoveranern entrißen worden . . . dies Verbrechen schreit zum Himmel.“

„Und wer beging dieses Verbrechen? Wer?“

„Unsere Regierung gab das Beispiel, dies Volk auszuplündern, der hannöversche Adel, sein geistlicher und sein Lehrstand unterdrückten jeden Aufschwung zum Wohlstand, bis es in Armut versank und nicht mehr im Stande war, die unerschwinglichen Steuerlasten zu bezahlen, weil die drei bevorzugten Stände auch gar keine zu entrichten hatten. Die Verzweiflung gedarr endlich die Revolution; aber es war keine Revolution, die im Blute dahin schreitet, — die armen unterdrückten Menschen hatten keinen Mut mehr, in den Gefängnissen küßten sie den letzten Nest desselben. Es muß etwas geschehen, was den Fluch der Willkürherrschaft für immer aus diesem unglücklichen Lande tilgt.“

Der König war ergriffen, seine gutmütige, menschenfreundliche Gesinnungsweise konnte den Gedanken nicht ertragen, daß so großes viele Menschen unglücklich machendes Unrecht in seinem deutschen Königreich Hannover länger bestehen solle. Er

hatte in England Reformen durchgeführt und eine große Zahl Verbesserungen sanktionirt, welche dem erwerbenden Volke zugute kamen . . . warum sollte sein wiederer, ehrlischer Wille nicht auch auf deutschem Grund und Boden denselben Erfolg haben? Er war kein Fremder in Hannover. Er lebte nach seiner Vermählung (1818) mit Abelheid, der Tochter des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen, teils in der Hauptstadt Hannover, teils in Meiningen, bis er endlich auf seinen Landsitz Bushy-Park, unweit London, zurückkehrte; aber die deutschen Leute hatten ihn, der damals noch Herzog von Clarence hieß, ungemein lieb, in seinem Charakter lag so viel Biederkeit, er achtete auch den armen Mann.

„Nun, Cambridge, sage, was sich da tun läßt?“ fragte der König, die Pause aufhebend.

„Reformiren!“ war dessen Antwort.

„Aber wie?“

„Die Arme muß beträchtlich vermindert werden,“ antwortete der Gefragte. „Die Summen, welche ihre Erhaltung kostet, sind unnütz verschleudert. Ist sie nur deswegen da, um die Söhne des Adels in Stellungen zu bringen, in denen sie prunken können? Wozu brauchen wir Friedenssoldaten? Das ist ein teures Spielzeug eitler Herrschsucht und raubt dem Volke die Mittel, aus seiner Armut sich zu erheben.“

„Ganz recht, Cambridge,“ stimmte der König bei. „Es wird aber böses Blut machen.“

„Je nachdem man es anfängt. Ueberlasse das mir.“

„Und weiter?“

„Der Adel muß verbindlich gemacht werden, an allen öffentlichen Lasten mitzutragen. Es ist das himmelschreiendste Unrecht, das Volk mit Steuern zu bedrücken, während die Reichen, die mit großen Besitzthümern Gesegneten, von allen öffentlichen Auflagen befreit sind.“

„Du fängst deine Reform beim Haupte an, das arbeitende Volk geht aber leer dabei aus,“ äußerte der König.

„O nein, es wird aber von ungerechten Ansprüchen befreit, welche seine Armut ihm noch fühlbarer machen.“

„Glaubst du, daß der sich satt essende Mensch revoltirt? Nein, Heinrich, gib dich nicht solcher Täuschung hin.“

„Hier“ . . . und er öffnete sein Notizbuch und nahm ein zusammengebrochenes feines Papier heraus, das er ihm überreichte . . . „lies! Du wirst die Notstände angegeben finden, welche dein hannöversches Volk elend machen. An dir ist es, diese zu bannen, du mußt es sogar, wenn du als ehrenhafter König vor Gott und Menschen bestehen willst.“

Der König entfaltete das ihm überreichte Papier und las eine Weile darin, dann fragte er: „Warum gabst du dir diese Mühe, Cambridge? Ich begreife nicht, welche Ursache dich dazu bewogen? . . . nenne sie mir.“

„Kannte ich dein gutes Herz nicht, Heinrich, ich würde gegen dich schweigen; aber ich kenne es und deswegen rede ich.“

Nach kurzer Weile hob er an: „Du stehst vor dem Eintritt in dein siebzigstes Lebensjahr und bist der letzte, nach dem die gesetzliche Trennung Hannover's von England zur Geltung kommt. Deine Vorgänger haben sich schwer an diesem unserm deutschen Stammlande veründigt . . . Du kannst und mußt diese große Schuld tilgen. Ich verlange keine Anstrengung von dir, nichts weiter, als daß die von mir zur Ausführung zu bringenden Reformen deinen Namen tragen. Bist du es zufrieden?“

Lachend rief der König: „Ich meine, alles Bedenken würde da lächerlich sein. Du bist aber wahrhaftig ein selbstloser Mensch, Cambridge. Ich weiß, die Hannoveraner lieben dich, warum sollen sie nicht wissen, daß du der Urheber der Reformen bist?“

„Weil es unnütz wäre,“ war jenes Antwort. „Das Königtum hat am Volke gesündigt, es ist daher nur in der Ordnung, daß es sich auch in der Glorie edler, großmütiger Taten zeige. Und was ist königlicher, als verzeihen? Mancherlei harte, ungerechte Verurteilungen sind in dem Aufstandsprozesse von 1831 gefallen, ganze Familien sind ins Elend gestürzt worden, weil ihre Ankläger auch zugleich ihre Richter waren. O Sire, da bedarf es des Segens königlicher Mäde.“



Ein langes Schweigen folgte, endlich schritt der König nach dem Schlosse zu, sich in Cambridges Arm hängend, der fünf Minuten später seinen Hut zur Begrüßung einer vierspännigen ins Tal hinabfahrenden Equipage schwenkte, welcher rotjackige Vorreiter voran sprengten, teils der Pracht wegen, teils auch, um dem Vordergespann sogleich in die Zügel zu fallen, wenn es zu heftig nach der Brücke hinab zu rasen Lust bezeugte.

„Die Königin, meine Gemahlin,“ jagte der König, nach der Equipage blickend. „Sie fährt nach London. Ich werde morgen mein liebes Bushy-Park besuchen. Ah, ich hänge noch mit voller Seele an dieser reizenden Dase! . . . Windsor, dieses stattliche Königsschloß trotz alles Glanzes, zu dem unser reiches England viele hunderttausende von Pfunden beigetragen, vermag mich lange nicht in dem Grade zu fesseln, wie mein schönes Bushy-Park.“ Nach einer Pause redete er halblaut vor sich hin, als wolle er dem neben ihm gehenden Cambridge etwas Geheimnisvolles vertrauen. „Morgen muß ich hin . . . morgen ist der wiederkommende Tag ihres Geburtsfestes . . . ich habe ihn in Bushy-Park zu verleben nie versäumt . . . sie war dort so glücklich . . .“ und fast flüsternd setzte er hinzu: „Meine schöne Dora!“

Sein Begleiter äußerte nicht die geringste Bemerkung, er kannte die wunde Stelle im Herzen seines königlichen Veters, der dem stolzen England ein schweres, nutzloses Opfer gebracht hatte. Seine illegitime Verbindung mit der schönen Dora Jordan, welche ihm zehn Kinder geboren, alle so schön wie sie, die Mutter, war auf Andrängen der Königin, seiner Mutter, getrennt worden, weil man höchsten Orts sich überzeugt glaubte, daß von dem Kronprinzen von Wales, dessen Ausschweifungen ihn schon damals zum siechen Manne gemacht hatten, keine Nachfolger für den Thron zu erwarten sein würden. William hatte den bestürmenden Vorstellungen nachgegeben, sich von dem Weibe seiner Liebe geschieden; aber seine legitime Ehe mit Adelheid, der Meiningschen Herzogstochter, war keine an Kindern gesegnete, obgleich seines freundlichen Charakters wegen doch friedevolle. Daß die Verdrängte noch in seinem Herzen lebte, war für die Königin Adelheid kein Geheimnis; aber sie ließ diese Kenntnis nicht zur Störerin in ihrer Ehe mit König William werden, sie mußte sogar, daß er sich jedesmal an den Tagen in Bushy-Park einzufinden pflegte, an denen er bei Doras Lebzeiten ihren und die Geburtstage ihrer Kinder festlich gefeiert hatte . . . sie blieb jedoch dem schönen Landsitze fern an diesen Gedenktagen. Es lag entweder eine zarte Rücksichtnahme in diesem Vermeiden oder eine wohlgeborgene Abneigung gegen diese frühere Liebe ihres Gemahls und gegen dessen illegitime Familie.

Als die beiden Herren sich dem Eingange in's Windsor'schloß näherten, sagte der König: „Cambridge, ich hoffe dich morgen Nachmittag in Bushy-Park bei mir zu sehen. Daß Lady Amalie da sein wird, ist sicher. Es wird wohl das letztemal sein, daß sie und ich den Geburtstag ihrer Mutter zusammen feiern. Ich bin alt, sie wird fern von hier unter dem glühenden Himmel Bombays leben und vielleicht auch . . . sterben. Wie seltsam sich das verteilt! Sie dort in der weiten Ferne . . . ich in der Gruft der Könige Englands . . . meine schöne Dora in französischer Erde!“

Langsam stiegen sie die breite Marmortreppe hinauf, ihnen voran und hinter ihnen stattliche Lakaien.

Am nächsten Mittag hielt eine elegante Equipage am Eingange der tardinischen Galerie. Zwei vornehm gekleidete Damen saßen im Fond, ein junges Mädchen vor ihnen auf dem Rücksitz. Der Lakai hob die drei weiblichen Insassen des Wagens heraus, während dicht hinter der stolzen Equipage eine ziemlich korpulente Frauengestalt einem Miet-Einspanner entstieg. Das junge Mädchen lief sofort auf letztere zu und ergriff ihre Hände. Was sie ihr zurief, verstand niemand von den Umstehenden, es war deutsch und zudem auch nicht besonders laut gesprochen. Die Damen waren unterdes in das geräumige Kassenzimmer eingetreten; das junge Mädchen stand aber noch vor der Schwelle, wo es in großer Ueberraschung den in reiche Livree gekleideten ellenlangen Portier betrachtete, der sehr richtig kassulirend, daß die

Korpulente wohl keine vornehme Persönlichkeit sei, ihr daher den Zugang zum zweiten oder dritten Rang anweisen wollte.

„Maggy! Maggy!“ rief die jüngere Dame . . . „come to me!“

„O Miß Arabella,“ antwortete das junge Mädchen Deutsch. „mir scheint, der Mann in dem goldgestreiftem Kleide mit dem großen Stocke will meine Eve nicht herein lassen.“

Die beiden Damen lachten . . . die Beschwerde Maggys klang sehr rabiat.

Vom Kassenfenster her ließ sich eine weibliche Stimme deutsch vernehmen: „Bitte um Entschuldigung, meine hochverehrten Damen, jedenfalls ein Irrtum des Portiers. . . Lassen Sie die fremde Dame ein, Wilkins,“ lautete die Weisung der Sprechenden in gutem Englisch.

Eve stolzirte nun in das Kassenzimmer; der Lakai teilte die in dicke Falten zusammenstößenden Portierenflügel auseinander, die Damen traten in die viel besuchten glänzenden Räume.

Wer hätte mutmaßen sollen, daß dieser kurze und zugleich so bedeutungslos scheinende Vorfall eine ganz unerwartete Wirkung auf die Kassendame hätte äußern können? Und doch war dies der Fall. An jeder inneren Wandseite des großen Fensters in der Kassenloge hingen Spiegelfstreifen, deren glänzende Flächen die zu den beiden Türen in das geräumige Zimmer eintretenden Personen getreulichst wiedergaben. Ein zufälliger Blick war es gewesen, welchen Mistreß Zecco, als das kleine Mädchen den goldgestreiften Portier als Feind Ebens denuncirte, nach dem ihr zur rechten Hand hängenden Spiegel warf. Der Name Eve berührte sie wie ein Schauerfrösteln, das Bild im Spiegel erkannte sie sofort . . . es war das der Amme ihres Kindes. Täuschung war ganz unmöglich. Dieses große Gesicht mit den aus dem Vollen gemeißelt scheinenden Zügen ließ sich nicht vergessen, ihre Bewegungen, als sie durch's Zimmer schritt, waren ebenso schwerfällig, wie ehemals . . . an ihr schien die Zeit spurlos vorübergeschritten zu sein.

Und die kleine, so eifrigen Anteil an Eve nehmende zierliche Dame, konnte es das Gretchen sein, das diese an Mutterstamm erzogen und dessen kindliche Liebe sie sich erworben hatte? Wie aber kamen beide hierher? Wer waren überhaupt die Damen, welche sie mitgebracht hatten? Mistreß Zecco rief den Portier zu sich, er sollte ihr Bericht auf ihre Fragen nach den Damen geben. „Nur die eine kenne ich, das will sagen, ich habe sie ein paarmal mit Sr. Majestät dem König in Hydepark fahren sehen,“ lautete seine Antwort. — „Mit dem König? Wilkins, wollen Sie mir eine Lüge aufbinden?“

„Gewiß nicht, Mistreß, über dergleichen bin ich erhaben. Ich erfuhr, daß sie Lady Amalia Fitzclarence, seine jüngste Tochter von der schönen Irländerin Dora sei. Ob sich Majestät so viel aus seiner stolzen Gemahlin, der Meiningerin macht, um sich vor ihr zu geniren, weiß ich nicht und glaube es übrigens auch nicht.“

Mistreß Zecco beobachtete ein kurzes Schweigen, dann sagte sie: „Wilkins, wenn diese Damen fortsahren, achten Sie darauf, welche die kleine Miß zu sich nimmt.“

„Wie Sie wünschen, Mistreß.“

Der Eintritt mehrerer Besucher der Galerie beendete jeden weiteren Auftrag, den ihm Lucie Zecco noch hätte geben können; bald darauf weniger beschäftigt ließ sie sich wie müde in einem Sessel nieder; aber sie fühlte sich keineswegs körperlich angegriffen, dafür jedoch war es ein marterndes Denken, welches durch das, was sie jetzt erlebt hatte, ganz besonders angeregt worden. Die Vergangenheit erhob alles in ihrem Gedächtnis, was in Jahren an ihr vorübergegangen, wie neu lebend zu einer Reihe von Erinnerungen empor, und sie hatte nicht die Gabe, vergessen zu können. Wie wäre dies auch möglich gewesen! Mit dem Verluste ihres Kindes verlor sie den inneren Halt, nur die Verbindung mit Sir Richard Clinton war damals imstande gewesen, ihr die Selbsttäuschung weniger beachten zu lassen, deren sie in seinen Armen sich hingab. Als dieselbe endete, überhäufte sie sie mit so großer Schmach, daß es nicht denkbar sein konnte, diese je zu vergessen, denn ein Wächter stand dieser Erinnerung zur Seite, der nie schläft, und



dieser war . . . die Rache. Und doch schien es fast, als wär es ihr möglich, trotz alledem noch glücklich zu werden, ihre Ehe mit Becco brachte diesen Wechsel zu Stande. Sie kam dadurch in eine ganz andere Lebensstellung, es schmeichelte ihrer Ehrsucht, gleichsam die Herrin des großen Geschäftes Tardini's geworden zu sein. Die Aussicht, für die Zukunft Reichthum erwerben zu können, machte sie selbstbewußt, sie wurde stolz, umsomehr, als sie ja mit eigenen Augen sah, daß das Glück an sie gefesselt zu sein schien, seitdem sie das Rassenamt verwaltete. Zu keiner Zeit noch hatte die Galerie solche Einnahmen gemacht, als seitdem sie an der Kasse saß. Es war nicht zu verwundern, daß sogar der hohe Adel sich zur Schau der Kunstwerke zahlreich einfand, man hatte in Erfahrung gebracht, daß Mistreß Becco bei der Königin und der Herzogin

Hamilton Zutritt habe, und dieser Umstand regte bei den hohen Familien selbstverständlich Begünstigung an. Wer hätte wohl argwöhnen können, daß diese Frau, welche an der Kasse meist in den neuesten Modelleidern den vornehmen Damen die Honneurs machte und sich in den elegantesten Toiletten präsentirte, in ihrem Innern sich bewußt war, das Weib eines Giftmischers zu sein!

Es gelang ihr, dies Geheimniß, unter dem sie entsetzlich litt, vor allen, mit denen sie in Berührung kam, streng verschwiegen zu halten, sein Selbstmord wurde als die unabwendbare Folge des Wahnsinns angesehen, den sämmtliche in Tardini's Atelier und Ausstellungssälen Angestellte bestätigten.

(Schluß folgt.)

## Die Hussiten vor Raumburg.

(Mit Illustration.)

Der Ursprung der Volksfeste ist häufig in tiefes Dunkel gehüllt und die Sage bemächtigt sich gerne eines geschichtlichen Ereignisses, das sie mitunter erst zu ihrem Zweck zuflutzt und ausschmückt, um die Bedeutung des Festes davon abzuleiten. Das Hussiten- oder Kirchenfest zu Raumburg soll seine Entstehung folgendem Ereignis verdanken. Der Bischof von Raumburg, Gerhard v. Zoch, hatte in Konstanz (Konstanz) für Hussens Tod gestimmt. Protopius, der Anführer der Hussiten, zog daher, nachdem er die kleineren Städte und Dörfer ringsum zerstört hatte, vor Raumburg und belagerte die Stadt längere Zeit. Als der Hunger immer schrecklicher wütete, beschloßen die Einwohner, welche manchen Sturm mannhafte zurückgeschlagen hatten, eine Gesandtschaft an den Anführer zu schicken, mit dem Anerbieten, die Stadt zu übergeben, wenn er mild und freundlich mit ihnen verfahren würde. Protop aber schwur wütend, wenn er in die Stadt käme, sollte kein Stein auf dem anderen bleiben und er würde auch des Säuglings nicht schonen. Die Bürgerschaft zog hinaus und bat fußfällig um Gnade — vergebens. Die Geislichkeit ging voran, das Kreuz vor sich her tragend und beschwor den Anführer im Namen Jesu, die Stadt nicht zu verderben — umsonst. Schon wollte man verzweifeln, als der verständige Rat eines Bürgers, des Viertelsmeisters Wolf, Rettung brachte. Sämmtlichen Kindern wurden weiße mit schwarzen Bändern besetzte Kleider (Sterbekleider) angezogen und die Kinder hierauf, begleitet von ihren weinenden Müttern, auf den Markt geführt. Unter Anführung des Viertelsmeisters, der bereitwillig in den Tod zu gehen erklärte, zogen die Kinder, mit Citronen und grünen Zweigen in den Händen, paarweise zur Stadt hinaus, während die Mütter auf der Stadtmauer standen, von Gefühlen bewegt, die jeder Schilderung spotten. Es war eine stattliche Schaar: 238 Knaben und 321 Mädchen. 200 Bürger-Büchschützen mußten durch das Jakobstor ziehen und bei den Feldern am Schießanger halten, bis man sehen werde, wie es ablaufen würde, denn viele Kinder weinten und wollten nicht fort. Den Kindern hatte man eingepreßt, sobald sie ins Lager kämen, ein jämmerliches Geschrei zu erheben, zu weinen, die Hände gegen den Himmel zu falten, niederzufallen und Gnade! Gnade! zu rufen; sie sollten nicht eher aufhören, als bis sie sehen würden, daß man ihnen freundlich zurede; sollten aber die Feinde grausam sein, so sollten sie ihre Schleier läpfen und ihre Hälsteile zum Opfer hinstrecken. Sie gelangten endlich zum Lager der Hussiten, wo sie von den Offizieren vor das Zelt des Protop geführt wurden. Dieser wußte anfangs nicht, was das bedeuten sollte, als aber die Kinder jämmerlich zu weinen und zu schreien anfangen und mit ihren rührenden Stimmchen um Gnade riefen, sah Protop bald die Kinder bald die Umstehenden an und zog sich alsdann in sein Zelt zurück,

um mit den übrigen Befehlshabern geraume Zeit zu rathschlagen. Als er wieder aus dem Zelte trat, hatte sein Angesicht freundliche Züge angenommen. Er näherte sich den Kleinen und gab ihnen die Zusicherung, daß ihnen kein Leid widerfahren solle. Hierauf ließ er die in seinem Lager befindlichen böhmischen Musikanten kommen und zum Tanz auffiehlen. Auch ließ er Wein, Kirichen, Birnen und Schoten bringen, was die Kinder immer beherzter machte. Er selbst ließ sich, nebst den anderen Befehlshabern, Sessel herbeitragen und setzte sich mitten unter die Kinder, welche nun ganz fröhlich um ihn herumstrangen. Abends ließ er die Kinder wieder fort und befahl ihnen, wenn sie an das Thor kämen, sollten sie sagen, die Stadt bliebe mit allem, was darin sei, verschont, morgen würde kein einziger Mann von den Hussiten mehr da sein, er wolle Raumburg nicht ein Huhn nehmen lassen. So geschah am 28. Juli 1432. Protopius hielt Wort, am nächsten Tag waren sämmtliche Hussiten abgezogen. So wurden also die Raumburger durch ihre Kinder gerettet, wie im 12. Jahrhundert die Weinsberger durch ihre Weiber. — Zur Erinnerung an diese denkwürdige Begebenheit wird in Raumburg alljährlich das Kirchenfest gefeiert. Das schöne Volks- und Kinderfest wird auf der Vogelwiese abgehalten, wo sich die Kinder unter Teilnahme der Erwachsenen mit Tanz, Musik, Gesang und frohen Spielen aller Art betheiligen. Den Namen hat dasselbe von den Kirichen, woran die Gegend so reich ist und welche unter den Kindern massenhaft verteilt werden. Von allen Dörfern der Umgegend kommen die Bauern herbei, um an dem mehrere Tage währenden Fest teilzunehmen und die angesehensten Gutsbesitzer beeifern sich, nicht zu fehlen. — Neuere Geschichtsforscher bestreiten, daß die Hussiten jemals in die Gegend von Raumburg gekommen seien und erklären die vorstehende Erzählung für ein Märchen. Was speziell den Bischof Zoch betrifft, so ist erwiesen, daß derselbe weder beim Konzil zu Konstanz war, noch zur Zeit des angeblichen Einfalls der Hussiten am Leben war. Er starb schon 1422. Nicht unwahrscheinlich ist daher die Vermutung von Reimann (deutsche Volksfeste), wonach das Fest ursprünglich ein Brunnensest, Fontanenum, war. Sogenannte Brunnenseste, Fontanea, sind nichts ungewöhnliches in mehreren Gegenden Deutschlands. In den katholischen Provinzen gab es sonst und gibt es noch geweihte Brunnen, wunderthätige Quellen, zu denen man wallfahrte, welche Sitte vielleicht noch aus der vorchristlichen Zeit stammt. Diese Vermutung wird durch den Umstand unterstützt, daß das Fest früher in, bezw. am Buchholz gefeiert wurde. Die Veranlassung hiezu findet Reimann in den der Stadt so wichtigen Quellen, welche, durch Röhren in dieselbe geleitet, sie seit undenklichen Zeiten mit ihrem ganzen Bedarf an Quellwasser versehen. Könnte es nicht vielleicht sein, schreibt er, daß in früheren Zeiten einmal ein Wassermangel



eingetreten, wodurch die Stadt in Not versetzt wurde; daß man damals im Buchholz eine ergiebige Quelle aufsuchte und fand, und daß dieses wichtige und frohe Ereignis durch ein jährliches Fest im Geschmacke jener Zeit mit Prozessionen und religiösen Gefängen gefeiert wurde?

Wenigen dürfte es bekannt sein, daß die erwähnte Sage von Kozebue dramatisirt worden ist. Das 1803 erschienene Stück trägt den Titel: „Die Hussiten vor Raumburg im Jahre 1432. Ein vaterländisches Schauspiel mit Chören in 5 Abteilungen.“ Es ist eine ächt Kozebue'sche Mache, eine Olla Potrida von



Mordwinenfrau. (Seite 651.)

Plattheit, Phrase und Sentimentalität und hat den Spott wohl verdient, den Mahlmann über dasselbe ausgegossen hat in seiner Parodie: „Herodes von Bethlehem oder der triumphirende Bier-  
telkmeister. Ein Schau-, Trauer- und Tränenspiel“ und worin Herodes und sein ganzer Stab tiefgerührt werden, da die Kinder

zu singen anheben: Der Affe gar possierlich ist, o große Majestät!  
Zumal wenn er vom Apfel frisst, o große Majestät! —

Bekannter ist das burleske Lied: „Die Hussiten zogen vor Raumburg,“ von einem unbekanntem Verfasser, das auch in Musik gesetzt ist und welches lautet:



Die Hussiten zogen vor Raumburg  
 Ueber Jena her und Raumburg;  
 Auf der ganzen Vogelwies'  
 Sah man nichts als Schwert und Speiß,  
 An die hunderttausend.

Als sie nun vor Raumburg lagen,  
 Kam darin ein Schrei'n und Klagen,  
 Hunger quälte, Durst tat weh,  
 Und ein einzig Lot Kaffee  
 Kam auf sechzehn Pfennige.

Als die Not nun stieg zum Gipfel,  
 Facht' die Hoffnung man beim Zispel  
 Und ein Lehrer von der Schul  
 Sann auf Rettung und versul  
 Endlich auf die Kinder.

Kinder, sprach er, ihr seid Kinder,  
 Unschuldsvoll und keine Sünder;  
 Ich führ' euch zum Prokop hin,  
 Der wird nicht so grausam sin,  
 Euch zu massakriren.

Dem Prokopn tät es scheinen,  
 Kirsch'n kauf' er für die Kleinen;  
 Zog darauf sein langes Schwert,  
 Kommandirte: Rechtsum, lehr!  
 Hinterwärts von Raumburg.

Und zu Ehren des Mirakul  
 Ist alljährlich ein Spektakul,  
 Das Raumburger Kirsch'nfest,  
 Wo man 's Geld in Zetten läßt.  
 Freiheit, Viktoria! —

## Josef Garibaldi.

(Schluß.)

Auf Caprera verhielt sich Garibaldi ganz ruhig, aber er verfolgte mit wachsamem Auge die politischen Ereignisse. Europa feierte seinen Namen, doch man hatte vergessen, daß er von einer Erhebung im März gesprochen. Was man von ihm erfuhr, war wenig. „Sein Haushalt“, las man, „ist äußerst dürftig und frugal. Ein Koch, Matrose auf seinem gescheiterten Schiffe und ein alter Kampfgenosse aus Montevideo bilden seine ganze Dienerschaft. Das Diner besteht aus drei Gerichten und ist binnen einer halben Stunde vollendet. Nach demselben macht Garibaldi mit seinen Freunden gewöhnlich einen Spaziergang, betrachtet seine Pflanzungen und Felder, oder unterhält sich im Hofe seines Hauses mit einem in ganz Italien und Südfrankreich gebräuchlichen Kegelspiel.“ — Ein Dampfschiff, welches man seitens der Regierung zum Geschenk nach Caprera sandte, wies Garibaldi zurück; ebenso das Angebot der Bürger von Genua, auf Caprera ihm ein Haus zu bauen. Von seinen Kindern hatte Garibaldi nur seine Tochter Teresa bei sich, die im Frühjahr 1861 mit dem garibaldinischen Major Canzio vermählt wurde.

Ein bitterer Nachgeschmack war geblieben durch die Behandlung, welche Garibaldi's Freiwillige erfuhren, sowie durch hochmütige Haltung der sardinischen Offiziere gegenüber den Offizieren Garibaldi's. Als nun im Parlament zu Turin die Freiwilligen von Cavour selbst angegriffen wurden, geriet Garibaldi in Erregung und nahm nachträglich die Kandidatur für Neapel an, die er vorher abgelehnt hatte. Er wurde gewählt und erschien im Parlament zu Turin. Die offizielle politische Welt nahm hauptsächlich daran Anstoß, daß der Befreier beider Sizilien in seiner roten Bluse an den Parlamentsitzungen teil nahm. Garibaldi wollte in Italien eine Volkswehr einführen. Es kam dabei zu heftigen Zusammenstößen mit Cavour, die das neugegründete Königreich Italien in keine geringe Aufregung versetzten. Indes versöhnten sich Cavour und Garibaldi auf Betreiben des Königs; bald darauf starb Cavour. Bezüglich der Aufrichtigkeit Cavour's gegen Garibaldi muß erwähnt werden, daß Cavour im Januar 1861 dem General Lamarmora eine Instruktion nach Berlin mitgab, nach welcher dort Lamarmora erklären sollte, die sardinische Regierung sei bereit, der nationalen Bewegung in Italien entgegenzutreten, wenn Preußen, das dem Legimitätsprinzip sehr zugetan sei, es wünsche.

Zur Einheit Italiens fehlten indessen immer noch Rom und Venedig, und die Aktionspartei säumte nicht, die Frage brennend zu erhalten. In den Kammern zu Turin hatte Cavour noch jenen zweideutigen Beschluß durchgedrückt, in dem man Rom als Hauptstadt Italiens bezeichnete, aber auch die Unabhängigkeit des Papstes erhalten wissen wollte. Man konnte sich doch nicht darüber täuschen, daß der Papst niemals gutwillig Rom als Hauptstadt des Königreichs Italien abtreten werde. Indessen schützten immer noch die Franzosen die ewige Stadt und der Versuch, des Ministeriums Ricasoli, die italienische

Politik von dem drückenden Einfluß Napoleons III. freier zu machen, mißlang gänzlich. Nach ihm kam der glatte Rattazzi ans Ruder, der es allen recht machen wollte und der auf hundert Schultern zugleich Wasser getragen hätte, wenn er so viele gehabt.

In Italien sah es traurig aus, denn die infolge des Krieges noch etwas verworrenen öffentlichen Zustände hatten es gestattet, daß sich das Brigantentum in einer noch kaum dagewesenen Weise entwickelte. Der vertriebene Hof von Neapel und der Papst ließen durch ihre Anhänger die edlen Räuber der Abruzzen öffentlich unterstützen; die Herren Briganten stahlen und mordeten nicht nur, sondern kämpften auch für die Legimität der Bourbonen und des Papstes. Die Truppen konnten das Brigantentum, dem die päpstlichen Behörden ganz offen Vorstoß leisteten, kaum bezwingen, und der Kampf wurde beiderseits mit fürchterlicher Grausamkeit geführt, die Blutthaten der Briganten setzten ganz Italien in Schrecken; die Hinrichtung eines freisinnigen Römers, der einen päpstlichen Gensdarmen erstochen haben sollte und dessen Unschuld sich nachträglich herausstellte, erbitterte noch mehr; der Papst hatte das Todesurteil ausdrücklich bestätigt\*). Die öffentliche Meinung in Rom wandte sich gegen die päpstliche Regierung, und diesen Umstand glaubte Garibaldi benutzen zu müssen, um Rom anzugreifen. Dazu kam der Groll über die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza an Frankreich, der ihn zum Losschlagen trieb, und er begann zu bereuen, daß er in Neapel und Sizilien seine Macht so leicht hin aus den Händen gegeben hatte. Er beschloß gegen Rom zu ziehen.

Das Projekt war ein abenteuerliches, und die Aussichten auf Erfolg waren nicht allzu lockend. Dennoch waren sie nicht so gering, als man gewöhnlich annimmt. Die ganze italienische Atmosphäre hing voll abenteuerlicher Projekte, und Rattazzi schien alle Pläne zu begünstigen, die gegen Oesterreich gerichtet waren. Im Einverständnis mit Rattazzi ließ Kossuth, der Diktator Ungarns 1848—49 eine große Proklamation gegen Oesterreich und Rußland los; die Ungarn sollten von Oesterreich, die Balkanvölker von den Türken befreit werden. Auch nach Griechenland war ein halboffizieller Sendbote gegangen. Der eigentliche Plan war, daß Garibaldi in Albanien landen, die Südslaven und Ungarn unter seine Fahnen rufen und so, die Oesterreicher im Rücken fassend, Venetien frei machen sollte. Kossuth dachte an eine unabhängige Föderation der südslavischen Stämme mit Ungarn an der Spitze. Es ist erwiesen, daß die italienische Regierung von diesen Plänen genaue Kenntnis hatte; Garibaldi glaubte sogar, der König sei mit ihm einverstanden.

Es ist möglich, daß die Regierung Viktor Emanuels, wenn Garibaldi in Albanien gelandet wäre, dieselbe Stellung ein-

\*) Der Papst als solcher durfte kein Todesurteil unterzeichnen; er machte deshalb in diesem Falle ein schwarzes Kreuz darauf. Das Opfer dieses Federstrichs hieß Locatelli.



genommen hätte, wie zu der Landung auf Sizilien. Aber Garibaldi wollte Sizilien als Operationsbasis nehmen und von da aus durch Italien ziehen, um seine Kämpfer zu sammeln. Auf diesem Wege lag der Kirchenstaat und ein Zusammenstoß mit diesem war dann unvermeidlich. Rattazzi dagegen wollte nur mit Genehmigung Frankreichs in Rom einziehen und da Garibaldi die Devise „Rom oder Tod!“ für seinen Zug genommen hatte, so war zu erwarten, daß die Regierung Viktor Emanuels gegen den Mann einschreiten würde, dem man die beiden Sizilien verdankte. Garibaldi, der sich auf vielfachen Rundreisen von der Stimmung des Volkes überzeugt hatte, glaubte die Bevölkerung mit sich fortreißen zu können und berief sich auf den Parlamentsbeschuß, durch den Rom als Hauptstadt Italiens anerkannt war.

Im Sommer 1862 erschien Garibaldi auf Sizilien und begann seine Freiwilligen zu sammeln. In einem Walde südlich von Palermo hielt er die erste Musterung; im Parke von Ficuzza wurden die Freiwilligen einexerziert. In einer Proklamation lud er zum „Bankett der Schlachten“ ein, worauf Viktor Emanuel erklärte, daß nur der König von Italien zu verkünden habe, wann man in Rom einziehen solle; jeder andere solche Aufruf sei daher Rebellion und Bürgerkrieg. Er drohte mit der Strenge der Gesetze.

Garibaldi glaubte nicht, daß die Regierung gegen ihn vorgehen werde, selbst dann nicht, als eine Versammlung radikaler Abgeordneter in Neapel auseinander gejagt und einige davon in Haft genommen worden waren. Am 24. August setzte er 3000 Freiwillige auf zwei Dampfern nach Calabrien über. 1000 Mann blieben in Sizilien zurück und ergaben sich an die Behörden; die Deserteure aus der sardinischen Armee, die man unter ihnen fand, wurden erschossen.

Während Garibaldi in seinen Proklamationen immer noch sagte, daß er für Viktor Emanuel gegen Rom ziehe, wurde die italienische Regierung durch die Drohung Napoleons, er werde Neapel von den französischen Truppen besetzen lassen, zur Energie angetrieben. Ganz Neapel wurde in Belagerungszustand erklärt und eine Menge von Truppen zog herbei. Garibaldi fand bei der Bevölkerung Calabriens diesmal keine Unterstützung und warf sich in die Schluchten des Gebirges Aspromonte, welches den Endpunkt des durch ganz Italien gehenden großen Gebirgszuges bildet. Er suchte den Gipfel des Aspromonte zu erreichen und seine Freischaar hatte so große Strapazen zu bestehen, daß mehrere junge Leute, Söhne reicher Familien und durch ihre Erziehung verwöhnt an Erschöpfung starben. Man sollte ihre Vorräte finden und fand sie nicht. Es fehlte an Lebensmitteln und es wechselten Hitze, Kälte und strömender Regen mit einander ab. Die Freiwilligen wurden demoralisirt und verließen sich zum Teil; es hatte sich auch keiner von den berühmten älteren Offizieren Garibaldis, welche die Mannschaften so vorzuziehlich zu disziplinieren verstanden hatten, dem Zuge angeschlossen. Als Garibaldi auf dem Aspromonte Feuer anzuzünden befohl, soll niemand gehorcht und er sich selbst mit dem Säbel gestrüpp abgehauen und ein Feuer angezündet haben. Am 29. August hatte Garibaldi etwa 1500 Mann noch um sich; da erschienen die Truppen Viktor Emanuels unter Pallavicini. Garibaldi verbot zu feuern und ließ die Bayonnette abnehmen. Die Königlichen aber gaben Feuer und während ein Teil der Freischaar es nicht erwiderte, gaben die im Gebüsch lauerten sardinischen Plänkler eine Salve ab. Menotti Garibaldi ging mit einer Abteilung zum Bayonetangriff vor. Während Garibaldi bemüht war, seine Leute zum Einstellen des Feuers zu bewegen, traf ihn eine Kugel in den rechten Fuß und er mußte aus dem Gefecht geführt werden. Darauf warfen die meisten Garibaldianer ihre Waffen weg; auch die Soldaten ließen Garibaldi hoch leben und man vertrug sich, soweit es unter den obwaltenden Umständen ging; nur die Neapolitaner benahmen sich roh gegen die gefangenen Sizilianer. Das Gefecht hatte 12 Tote und 46 Verwundete gekostet, die zu gleichen Teilen auf die Parteien kamen. Garibaldi gab sich dem mit entblößtem Haupte herankommenden Pallavicini gefangen; man brachte ihn nach Barigeano am Golf

von Spezzia, während man seine Freischaaren in Piemont gefangen hielt. Die besten Aerzte behandelten Garibaldi, dessen Verwundung ein langwieriges Heilverfahren erforderte. In ganz Europa war die Teilnahme für ihn außerordentlich; so ersand ein Heidelberger Mediziner einen eigens für ihn eingerichteten Polsterstuhl, auf dem er bequem liegen konnte.

Die Regierung war in Verlegenheit, was sie mit Garibaldi und den Seinen machen sollte; ihn vor Gericht zu stellen wagte sie nicht. Daher tat sie das einzige, was sie tun konnte; sie erließ am 5. Oktober 1862 eine Amnestie für Garibaldi und seine Waffengenossen, die Deserteure ausgenommen.

Der Mißerfolg konnte Garibaldi seine Popularität nicht rauben, denn jedermann wußte, daß nur die egoistische Politik Napoleons III. es war, die den Papst noch in Rom hielt. Das freisinnige Europa begrüßte freudig den Angriff gegen Rom, den die Regierung sicher unterstützt haben würde, wenn sie sich nicht vor Napoleon gefürchtet hätte, der damals noch im Zenit seiner Gewalt stand. Die Herren am grünen Tisch mochten über Garibaldi den Stab brechen: das Volk erhielt ihm seine Sympathie allerwärts, die ihn wieder auf sein meerumrauchtes Caprera begleitete, wo er sein Einsiedlerleben weiter führte.

Im Jahre 1864 unternahm Garibaldi eine Reise nach England, wo man ihn mit so viel Jubel empfing, daß die Regierung bedenklich wurde. Plötzlich reiste Garibaldi wieder ab, und man glaubt, daß er damit einem Ersuchen der englischen Regierung nachgegeben habe.

Als 1866 der Krieg ausbrach, vergaß er die Kugel von Aspromonte und stellte sich Viktor Emanuel gegen die Oesterreicher zur Verfügung. Seine Dienste wurden auch angenommen. Er bildete ein Freikorps; aber seine besten früheren Offiziere, Sirtori, Vigio, Medici dienten im königlichen Heere. Lamarmora hatte den Plan, im Fall des Sieges über die Oesterreicher Garibaldi einen Vorstoß gegen Ungarn machen zu lassen. Vorerst nahm Garibaldi am Gardasee Stellung und er bekam wiederum gewaltigen Zulauf. Es kamen etwa 40000 Freiwillige an, allein sie konnten nicht alle bewaffnet und eingeübt werden. Der Feldzug war kurz. Garibaldi sollte in Tyrol eindringen, was insofern eine schwierige Aufgabe war, als die Bewaffnung der Freiwilligen eine sehr mangelhafte war und es namentlich an Geschütz fehlte. Auf dem Gardasee kreuzte eine zahlreiche, mit weittragenden Geschützen versehene österreichische Kriegsflotte, welche Garibaldi verhinderte, an den Ufern festen Fuß zu fassen. Man rückte das Chiesetal hinauf gegen Riva vor. Es kam zu blutigen Gefechten, die aber keine Entscheidung herbeiführten. Die Feuerwaffen der Tyrolerschützen waren natürlich den Freiwilligen überlegen; die Pässe waren durch Forts und Blockhäuser gesperrt. Die Gebirgsmärsche waren häufig lebensgefährlich und viele der jungen Männer, die sich da freiwillig den Mühsalen des Krieges unterzogen, stürzten in die tiefen Abgründe. Ein kleines Fort wurde erobert; aber bis Trient vorzudringen, wie Lamarmora befohlen hatte, war unmöglich. Garibaldi selbst ward verwundet; von Riva westlich von Roveredo mußte man umkehren, nachdem die italienische Hauptarmee bei Custozza geschlagen und zum Rückzug gezwungen war. Wollte Garibaldi nicht abgeschnitten werden, so mußte er zurückgehen. „Bei Riva“, erzählt ein Besucher jener Schlachtfelder, „zeigte man uns die schroffen, ungeheuren Felsenmauern, auf deren Ramm halbverhungerte Freiwillige erschienen; mit Lebensgefahr trug man ihnen von Riva einige Speise zu.“

Die Geschichtsschreiber, darunter auch der Preuße Winterfeld, erkennen diesen Feldzug Garibaldis als einen der bestgeführten desselben an. Lamarmora dagegen freute sich heimlich über den erfolglosen Vorstoß der Freischaaren. Er fürchtete nämlich, sie möchten sofort auf Rom rücken, wenn sie siegreich aus Tyrol heimkehrten. Vielleicht hatte er nicht so ganz unrecht; indessen hat er sich, wie Cavour, nie aufrichtig gegen Garibaldi benommen. Daher auch die mangelhafte Bewaffnung der Garibaldianer von 1866.

Dem zu Land und zur See besiegten Italien fiel Venedig wie eine reife Frucht in den Schoß; nun fehlte noch Rom, das



lezte Blatt der „Artifchocke“. Die römische Frage wurde wieder brennend. Nach der Septemberkonvention von 1864 hatten die Franzosen im Jahre 1866 Rom zu räumen; sie taten es auch, hielten sich aber zum Einschreiten stets bereit und halfen dem Pabst seine eigene Armee verstärken. Von den Ultramontanen wurde in Deutschland und Frankreich für das päpstliche Heer stark geworben, und es ist wohl keine Fabel, daß mancher biedre Westphale oder Bretoner erst einige Zeit im Heere des heiligen Vaters gedient haben mußte, bevor er die Hand seiner Geliebten bekam. Die Partei der Aktion harpte vergebens darauf, daß nun die Regierung gegen den Kirchenstaat vorgehen werde. Sie ging allerdings scharf gegen das Mönchswesen und die Klöster überhaupt vor und eröffnete sich eine neue Geldquelle aus den beschlagnahmten Kirchengütern, aber gegen Rom vorzugehen fehlte ihr der Mut. Die Bevölkerung beschuldigte Napoleon nicht ohne Grund, die Septemberkonvention gebrochen zu haben, weil er den Pabst immer noch unterstützte, und so entschloß sich Garibaldi zu seinem zweiten Römerzug. Er hatte Beziehungen zu der nationalen Partei in Rom. Zunächst erschien er auf dem Kongreß der Friedens- und Freiheitsliga zu Genf, wo er sein Programm in die Worte faßte: „Abjezung des Pabstes und Annahme der Religion Gottes!“ Da die Gährung in der italienischen Bevölkerung tagtäglich wuchs, so ließ die italienische Regierung an den Grenzen des Kirchenstaats einen Truppenkordon ziehen, um den Kirchenstaat gegen einen etwaigen Einfall zu schützen.

Inzwischen hatte Garibaldi schon eine Menge von Freiwilligen gesammelt; einzelne Abteilungen derselben erschienen trotz der Truppenkordons auf päpstlichem Gebiet. Als nun Garibaldi selbst auf dem Schauplatz ankam, ward er verhaftet und nach Caprera gebracht, wo ihn italienische Kriegsschiffe bewachten. Er entkam wieder und langte in Florenz an, wo gerade eine ziemliche Verwirrung herrschte, denn das Ministerium Rattazzi hatte abgedankt und Cialdini konnte kein neues zusammenbringen. So sammelte Garibaldi ungehindert seine Freischaren und rückte mit etwa 8000 Mann gegen Rom vor. Seine Lage war äußerst schwierig und nur ein Mann von seinem Mute und Geiste konnte diese Expedition wagen. Die römische Bevölkerung war durch die lange päpstliche Herrschaft stumpf geworden; trotzdem gährte es gewaltig in Rom, als Garibaldi heranzog und so nahe kam. Die nationale Partei in Rom erhob sich, wurde aber von der Bevölkerung im Stich gelassen und erlag schmachlich, während zugleich eine Anzahl römischer Emigranten, die dem Aufstand zu Hilfe kommen wollten, unter den Mauern Roms von den päpstlichen Söldnern niedergemetzelt wurden. In Rom wurde das päpstliche Heer verstärkt und der Belagerungszustand verhängt. Garibaldi beging vielleicht einen Fehler dadurch, daß er nicht rasch auf Rom selbst heranrückte, sondern sich erst noch damit aufhielt, den besetzten und von päpstlichen Söldnern verteidigten Platz Monte Rotondo zu erstürmen. Von da schob er seine Vorposten bis eine Stunde von Rom vor, aber seine Freischaren schmolzen zusammen, weil der König Viktor Emanuel sich offen und feierlich gegen den Zug auf Rom erklärt hatte. Trotzdem ließ der König seine Truppen unter Cialdini in den Kirchenstaat einrücken. Garibaldi hatte noch etwa 4000 Mann, die den größten Mangel hatten leiden müssen und auch nicht gut bewaffnet waren. Bei Mentana griff ihn die päpstliche Armee an. Die Freiwilligen hielten tapfer Stand. Aber Napoleon hatte Truppen nach Rom geschickt. Am 30. Oktober waren sie eingezogen, am 3. November begann der Kampf bei Mentana. Die Franzosen waren mit den neuen Chassepotgewehren bewaffnet und benutzten die Gelegenheit, sie an den Garibaldianern zu erproben. Sie griffen in das Treffen ein und der Uebermacht nebst der besseren Bewaffnung konnten die Freischaren natürlich nicht widerstehen. Garibaldi verlor etwa 1000 Tote und Verwundete und 1400 Gefangene. Der Rest erreichte mit dem Führer die Grenze, wo Garibaldi verhaftet wurde; man brachte ihn erst nach Barignano und dann nach Caprera.

„Die Chassepots haben Wunder getan,“ berichtete der französische General Faillly nach Paris — eine Prahlerei, die ihm

balb vergehen sollte; Napoleon aber gewann durch diese „Wunder“ den Mut, den italienischen Truppen, die inzwischen in den Kirchenstaat eingerückt waren, die Umkehr zu gebieten. Viktor Emanuel gehorchte.

Drei Jahre darauf wurde Rom von italienischen Truppen besetzt und der Kirchenstaat hatte ein Ende; aber man tat das in bedeutend weniger heroischer Weise, als es Garibaldi versucht hatte.

Garibaldi, der sein Mandat als Abgeordneter niedergelegt hatte, lebte nun wieder ruhig auf Caprera, bis in Frankreich 1870 die Republik proklamirt wurde. Obgleich die Beschwerden des Alters sich bei ihm einstellten und er viel unter den Folgen der erlittenen Strapazen und der Wunden zu leiden hatte, bot er der Regierung von Tours seine Dienste an. Die Einwände, die vom deutsch-nationalen Standpunkt gegen dieses Eingreifen erhoben worden sind, mögen gewichtiger Natur sein; jedenfalls konnte man aber von Garibaldi nicht verlangen, daß er als Italiener deutsch-national fühlen sollte. Er glaubte, die Niederlage Frankreichs werde die Bourbonen oder die Bonapartes zurückerbringen, und er haßte beide. Im übrigen wurde Garibaldi von Gambetta garnicht besonders freundlich aufgenommen, wie sich nachträglich herausgestellt hat. Seine Freischaar erreichte eine ziemliche Stärke; er brachte es bis auf etwa 20 000 Mann. Daß er mit seiner mangelhaft bewaffneten Mannschaft den deutschen Heeren nicht werde auf die Dauer Stand halten können, war schon dadurch klar, daß der Krieg bereits in der Hauptsache entschieden war, als Garibaldi eingriff. Vor allen Dingen muß man ihm zugestehen, daß er nicht in der Weise besiegt worden ist, wie die französischen Generale; weder eine verlorene Schlacht noch eine Kapitulation kommt auf seine Rechnung. Außer einigen unbedeutenden Gefechten bestand er die Affaire von Dijon. Es steht heute fest, was früher vielfach bestritten wurde, daß Garibaldi bei Dijon getäuscht worden ist. Die deutschen Corps, die gegen die französischen Corps unter Bourbaki marschirten, um diese in die Schweiz zu drängen, mußten an Dijon vorüber, wo Garibaldi mit seiner Vogesenarmee stand. Man erteilte dem General Kettler den Auftrag, Garibaldi zu beschäftigen, bis die ganze Armee vorüber marschirt sei, was zu heißen und blutigen Kämpfen bei Dijon führte. Garibaldi glaubte die ganzen preussischen Armeekorps vor sich zu haben, und als es ihm gelang, die Abteilung Kettlers zurückzudrängen, glaubte er eine zeitlang an einen großen Sieg — Täuschungen, die auch schon anderen Feldhern passiert sind. Bei dieser Gelegenheit fiel die Fahne des 2. Bataillons vom 61. pommerschen Regiment in die Hände der Garibaldianer. Heute ist man darüber einig, daß die Bewegung Kettlers ein Scheinmanöver war. Mit dem Uebertritt Bourbaks in die Schweiz hielt Garibaldi seine Aufgabe für erloschen; er legte den Befehl der Vogesenarmee nieder und übergab ihn seinem Sohne Menotti.

Dies war der letzte Feldzug, den Garibaldi unternahm. Seine Vaterstadt Nizza wählte ihn in die Nationalversammlung von Bordeaux. Er nahm seinen Platz ein; als er aber einmal das Wort nehmen wollte, erregte die Majorität der Krautjunker (der ruraux) in jener Versammlung einen solchen Lärm, daß er nicht sprechen konnte, worauf er gekränkt sein Mandat niederlegte. So dankten ihm die Franzosen seinen Beistand.

Er zog sich nach Caprera zurück, wo er wieder seinen Acker bestellte und auch Schriftstellerei trieb. Die pariser Kommune wollte ihn noch einmal der Ruhe entreißen und bot ihm den Oberbefehl über ihre Streitkräfte an. Er antwortete aber, daß ihn die Streitigkeiten zwischen der französischen Regierung und der Stadt Paris nichts angingen und verbot auch seinen Söhnen, in Paris ein Kommando anzunehmen.

Später in das Parlament zu Rom gewählt, wurde ihm eine Nationaldotation votirt, die er anfangs ablehnte, später aber annahm. Er begann seine Armut im Alter zu fühlen, denn bisher hatte er, wie wir geschildert, garnichts angenommen. Er widmete im Parlament seine Kräfte der Tiberregulirung und seine Ideen fanden auch Zustimmung, aber die elende finanzielle Lage Italiens stand dem Projekt entgegen. Weiter trat er nicht



mehr hervor und seine Kräfte nahmen langsam ab. In der letzten Zeit seines Lebens besuchte er auch einmal Sizilien und war in Palermo Gegenstand der rauschendsten Huldigungen. „Volk von Palermo, für mein Leben bin ich bei dir“ hatte er einst in einer Proklamation gesagt, und das Schicksal war so gütig, ihn kurz vor seinem Tode noch einmal die Stätte sehen zu lassen, wo er die größte Tat seines Lebens, die Befreiung Siziliens, vollbracht. Am 2. Juni 1882 ist er in Caprera gestorben. Er wünschte, daß seine Leiche verbrannt werde, was die italienische Regierung taktloserweise verhindert hat.

So endigte sanft dieses stürmische Leben voll von Triumpfen und Enttäuschungen, von Siegen und Niederlagen. An der Stelle, wo dieser große Mensch gestanden, wird eine Lücke bleiben, die niemand auszufüllen vermag. Dieser unermüdete Kämpfer hat sein Vaterland emporgehoben aus dem Sumpf der Demoralisation. Das heutige Italien wäre keine Großmacht ohne die kühne Initiative Garibaldis, die alles wagte, als alle zauderten. Er gab ein großes Beispiel, und dieses Italien, das man für die Heimat der Feigheit selbst hielt, wies mit einemmale jugendliche und kühne Helden zu vielen tausenden auf. Es wird wenig ähnliches geben, wie die Opferwilligkeit jener Freiwilligen, die immer auf den Ruf Garibaldis zur Stelle waren, junge Leute oft aus den ersten Familien, die sich allen Strapazen und Gefahren bereitwillig unterzogen. Italien, das so viele Jahrhunderte an einer fürchterlichen Zerrissenheit krankte, beginnt in seiner Einheit langsam zu gesunden. Während seine Entwicklung früher von fanatischen Priestern und kleinen Despoten rückwärts gedrängt wurde, schreitet sie nun vorwärts. Welche Zähigkeit, welche Niederlagen, um das alles zu erreichen! Wahrlich, die höchste Bewunderung dem Manne, der sein ganzes Leben an sein Ideal, die Einheit, Größe und Freiheit seines Vaterlandes gesetzt und der, wenn nicht alles, aber doch so viel erreicht hat. Sein Name wird durch die Jahrhunderte strahlen, und so lange es eine Geschichte gibt, wird sie seinen Mut, seinen Heroismus und seine ehrlichen Kampfmittel hochhalten müssen. Wohl dem, der der Menschheit solch ein erhabenes und glänzendes Beispiel hinterlassen kann!

Fügen wir noch einiges Persönliche hinzu. Garibaldi war sanften Charakters und voll Großmut und Güte. Er war Vegetarianer; da er sich in Südamerika bei seinen Feldzügen den

Geschmack an dem gebürten und rohen Fleisch verborben hatte, wollte er auch kein gebratenes und gekochtes mehr essen. Am liebsten aß er seine heimatischen Makkaroni. Er lebte sehr frugal und pflegte Sonntags namentlich, wenn er nach Genua und Nizza kam, mit den Seeleuten Regal zu schieben. Von seinen Kindern soll ihm Ricciotti wenig Freude gemacht haben, mit seinem Sohne Menotti, der unter ihm tüchtiger Offizier gewesen war und jetzt radikaler Abgeordneter ist, sowie mit seiner Tochter Teresita lebte er im schönsten Verhältnis. In hohem Alter ließ er sich noch von der Gräfin Raimondi, seiner zweiten Gemahlin, mit der er nie zusammen gelebt hatte, scheiden, um zwei außereheliche Kinder zu legitimieren, indem er ihre Mutter heiratete.

Als Schriftsteller hat Garibaldi bekanntlich kein Glück gehabt; seine Romane: „Die Tausend von Marjala“ u. sind warm geschrieben, aber künstlerisch mangelhaft. Alexander Dumas hat Memoiren Garibaldis herausgegeben; der Teil, den Garibaldi selbst verfaßt hat und der seine Abenteuer in Südamerika und seine Verteidigung von Rom beschreibt, ist oft hinreißend und überall, wo von seiner geliebten Anita die Rede ist, rührend geschrieben.

Geben wir zum Schlusse eine Schilderung der Persönlichkeit Garibaldis, eine Federzeichnung aus der Zeit, da er Diktator von Sizilien war:

„Er trug seine gewöhnliche Diktatorkleidung, die rote Flanellbluse, ein seidenes Tuch um den Hals, hellgraue Beinkleider und den Calabreser auf dem Haupte.

Seine breiten Schultern, seine kolossale Brust und die Würde seiner Haltung lassen ihn stets größer erscheinen als er wirklich ist; erst wenn er neben anderen steht, bemerkt man, daß er nicht über Mittelgröße hat. Sein Haar ist dunkelbraun, beinahe schwarz, und der um vieles hellere, kurzgeschchnittene Bart verkürzt sein ungewöhnlich langes Gesicht etwas. Die hervorstehenden Backenknochen, die gerade Nase, die Farbe des Bartes, das lange Haar, das rötlich gefärbte, eigentümlich gesprenkelte Gesicht und sein ernstes, durchbohrendes und zugleich mildes Auge gaben ihm jene eigene Physiognomie, die man seine Löwen-Physiognomie zu nennen pflegt.“

So war der Mann, dem man nicht so übel nehmen sollte, daß er in seinem Alter manchmal Briefe schrieb, in denen sich die Schwäche des Alters verriet. Als er seine volle Kraft besaß, hat er sie doch wahrlich nicht schlecht angewendet.

## Edle Liebe.

Novelle.

(Schluß.)

### VI.

Ueber die Villa des Obristen hatte sich seit jener bewegten Stunde eine ahnungsvolle Stimmung gesetzt. Es folgten ihr Tage voll drohender Stille. Niemand von den Nächstbeteiligten konnte sagen, ob diese Stille dauernden Frieden bedeute, ob sie dem Ausbruch eines vernichtenden Gewitters vorangehe. Der Obrist war erschien seit der Wiedertehr des geliebten Sohnes seiner früheren Abgeschlossenheit ganz und gar entrisen. Er war der Mittelpunkt des kleinen Kreises und stets bemüht, durch seine wie aus bösem Zauber erlöste heitere, wenn auch durch sein Lebensalter bedingte Laune die Mitglieder seines Kreises zu unterhalten und zu erheitern. Die Erzählungen seines Sohnes gaben ihm vielfach Stoff an die Erlebnisse überall Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes anzuknüpfen und aus dem reichen Vorrat seines Wissens Schätze von dauerndem, interessantem Gehalt an den Tag zu fördern.

Vizzi verhielt sich anfänglich zurückhaltend. Sie schützte Krankheit vor. Sie ließ dem Obrist gegenüber durchblicken, sie

wolle die erste Zeit des Zusammenseins von Vater und Sohn durch ihre Gegenwart nicht stören. Allmählich aber trat sie mehr und mehr aus ihrer Zurückgezogenheit heraus, nachdem sie in der Stille ihr Herz so weit bezwungen, daß sie ohne ihr schmerzliches Geheimnis zu verraten, mildreundlich wie immer teil an den Gesprächen der Männer zu nehmen oder wenigstens mit Ruhe zuzuhören vermochte, wenn jene sich über die wichtigsten Zeitfragen, ja über des Obristen und Harrys Zukunft unterhielten.

Katharine wußte um das Geheimnis. Sie war unabsichtlich im Garten Zeuge des Wiederfindens und der Trennung der Liebenden gewesen. Ein Gefühl der tiefsten Verehrung für Vizzi war in ihrem Herzen an Stelle der früheren mütterlichen Zuneigung getreten. Aber eben darum wich sie Vizzi aus und unbeachtet hingen ihre Augen oft an dem armen Kinde mit dem Ausdruck unbegrenzter, fast ehrfurchtsvoller Verehrung wie an dem Bilde einer Heiligen.

Harry aber war nicht zum Frieden durchgedrungen. Sein feuriges energisches Gemüt sträubte sich gegen den Zwang und



in seiner glühenden Seele kämpfte fort und fort das Gebot der Pflicht mit den Gefühlen, die tief in seinem Herzen mit ungemindertem Feuer brannten. Er wußte sich in einsamen Stunden der Selbstprüfung und des Seelenkampfes alles zu sagen, was die Verehrung für den Vater von ihm forderte. Er beugte sich dann wohl und glaubte ruhig und seiner Empfindungen Herr, Lizzi gegenüberzutreten zu können. Und doch ergriff ihn in ihrer Nähe der unsagbare stille Zauber ihres Wesens immer von neuem und immer von neuem bewältigten ihn die Gedanken an das Glück, das ihr Besitz ihm gewährt. In dem erdrückenden Gefühl seiner Ohnmacht fand er keinen andern Ausweg, als sich dem immer von neuem angeregten Kampfe, in dem er nun und nimmer zu siegen hoffte und noch weniger unterliegen durfte, zu entziehen. Er schien körperlich wieder gekräftigt und der Obrist, dem von je nichts so widerwärtig war, als eine dauernde zweck- und ziellose Untätigkeit, stellte dem Entschlusse Harrys, nach New-York und zu den durch den Krieg unterbrochenen Studien auf der dortigen Akademie zurückzukehren, kein Hindernis entgegen, nur den mit Bestimmtheit ausgesprochenen Wunsch, bei seiner Vermählung mit Lizzi zugegen zu sein. Er sprach diesen Wunsch wiederholt wie etwas selbstverständliches aus, das keiner Erörterung und Erwägung bedürfe. Um seinem Sohne die Erfüllung dieses Wunsches zu erleichtern und der Abreise desselben keine weiteren Hindernisse in den Weg zu legen, ward der Tag der Vermählung auf die nächste Zeit anberaumt, zumal es vorbereitender Schritte dazu nicht bedurfte. O, er ahnte nicht, welche entsetzliche Qual er seinem lieben Jungen bereitere, während er glaubte, ihm damit einen Beweis seiner unveränderten väterlichen Liebe zu geben. Und Harry durfte nicht widersprechen, und Lizzi durfte es nicht. So kam der Tag näher und in ihrem jugendlichen Herzen verdoppelte sich die Wucht des unsagbaren Leidens zu unerträglichem Schwere. Aber die Stunden vergingen. Ein Tag nach dem andern kam und ging wie alle Tage, unbekümmert um das, was die beiden schmerzzerzerrissenen Seelen bewegte, was sie liebten und empfanden.

Auch der letzte Tag kam. Die Räume der Villa waren von Katharine festlich geschmückt. Die gute, alte Katharine! — Kein Schlaf war in ihre Augen gekommen, rast- und ruhelos ging sie aus einem Zimmer in das andere, Trepp auf und ab. Um ihren eigenen Kummer und ihre Besorgnisse zu beschwichtigen, ersann und fand sie immer neue Arbeit, neue Beschäftigung. Zehnmal war sie an Lizzis Zimmertür vorbeigegangen, mit leisen Schritten, lauschend, horchend, immer mit dem Entschlusse ringend, zu ihr hineinzugehen, sie zu trösten, sich an ihrem Halse auszuweinen, und zehnmal ging sie vorüber und wagte es nicht und hätte vor Tränen auch nicht zu sprechen vermocht. Nun war's zu spät. Der Wagen des deutschen Predigers aus einem benachbarten Orte fuhr an der Treppe vor. Der Obrist empfing ihn und führte ihn in sein Kabinet. — Da hielt es sie nicht länger. Sie öffnete leise die Tür zu Lizzis Stube. Sie stand vor Lizzi, die im einfach weißen bräutlichen Kleide mit dem Myrtenkranz im Haar in einem Sessel allein im Zimmer saß.

Katharine konnte vor Tränen nicht sprechen. Sie sank vor Lizzi auf die Erde und umfaßte laut schluchzend ihre Kniee. Lizzi beugte sich zu ihr hinab und zog sie zu sich an ihr Herz. Sie war totenbleich, aber ruhig.

„Was weinst du, liebe süße Katharine? sprach sie milde.

Bist du besorgt um mich? — Ich bin es nicht, ich weiß ja lange, was mich erwartet. Dein Bruder ist gut, und ich verehere ihn, wie er es verdient. Er wird mich glücklich machen, liebe Katharine — o ich werde — ihn lieben und verehren — und glücklich —“

Sie schwieg und ihre Lippen zuckten, ihre Hände zitterten. Ihr Atem schien zu stocken. Katharine sah voll mütterlichen Erbarmens auf die Qual ihres Liebblings und rang vergebens nach Worten. Es schien sie ein lösender Gedanke, ein geheimnisvoller Trost zu bewegen, aber — er blieb unausgesprochen.

„Horch!“ fuhr Lizzi auf, „sie kommen, mich zu rufen. Katharine komm — führe mich — o mir ist zum Sterben schwach und elend!“

Sie erhob sich mühsam, fiel wieder in den Sessel zurück. Es klopfte. Die Türe wurde geöffnet und ein Diener bat sie, hinunter zu kommen. Da raffte sie sich von neuem empor. Auf die Schulter Katharinsens gestützt stieg sie langsam die Treppe hinab. Unten stand der Geistliche, der Obrist und Harry — zitternd, an einem Sessel im Hintergrunde des Zimmers mit den Händen sich gewaltsam aufrecht haltend. Priam und Katharine waren Zeugen, mehr bedurfte es nicht.

Der Obrist stellte Lizzi dem Prediger vor.

„Die Braut, Miß Lizzi Wildhauer aus Ostpreußen.“ Der Obrist stockte.

„Der Bräutigam, Herr Obrist?“ fragte der Geistliche ruhig. Der Obrist schwieg eine Weile. Dann sprach er mit fester starker Stimme:

„Master Harry Bluff, mein Sohn, aus New-York!“

Tiefe Stille folgte diesen Worten. Lizzi schwankte, aber Katharine hielt sie in ihren Armen aufrecht. Harry stand versteinert, regungslos. Der Obrist trat tief bewegt auf ihn zu, zog den Erstarrten, Willenlosen vor den Geistlichen und legte seine und Lizzis Hände stumm ineinander. Sie standen betäubt, kaum des kurzen Wortes „Ja“ mächtig, das der durch den Vorgang überraschte Geistliche ihnen abforderte. Die Einsegnung war vorüber und der Obrist zog seinen Sohn und Lizzi in die Nebenstube.

Hier erst schien das Bewußtsein dessen, was mit ihnen geschehen, in seiner ganzen seligen Gewalt über sie zu kommen. Weinend sanken sie zu des Vaters Füßen. Er hob sie auf, er umfaßte sie und zog sie herzlich an sich.

„Euer guter Engel Katharine hat mir offenbart, was Ihr in edler Regung mir verheimlichen wolltet,“ sprach er mit gerührter Stimme, „und Ihr habt die kurze, aber schwere Prüfung wohl bestanden, welche Ihr selbst und ich euch auferlegt. Darum bin ich stolz auf euch, und bin glücklich — ich habe meinen braven Jungen wieder und vereint mit meiner teuren Tochter, und weiß, Ihr werdet mir die Stelle in unfrem Familienkreise gönnen, die ich mir, wenn auch in anderer Weise bereiten wollte. So wollen wir verbleiben bei der alten Liebe!“ —

Er stand auf, legte noch einmal in stummer Nührung ihre Hände in einander und ließ die Glücklichen allein.

Nach kurzer Zeit verließ der Obrist mit Katharine und den Neuvermählten und Priam Rome, um in der Nähe von New-York eine Farm zu kaufen.

Die alte Liebe hat sie nicht getäuscht, — sie beglückt sie und sie sind ihr treu. — So bleibe es bis an's Ende! —

## Bairerns Landesaussstellung zu Nürnberg.

### II.

Zwei Dinge sind es, die zunächst bei der Nennung Baierns dem halbwegs Kundigen in der Erinnerung auftauchen, die Kunst und — das Bier, bei den meisten mindestens das letztere. Wo gäbe es auch ein Land, das Gambrius so unumschränkt beherrscht und wo ihm so bereitwillig gehuldigt wird von jedem, der da lebt und der es betritt? Die Leser der „Neuen Welt“, wie die Aussteller anderer Waaren als stumfgegenstände und Bierorten, mögen daher verzeihen, wenn auch

ich — echt materialistisch — mich zunächst hier kurz mit der bairischen Bierproduktion und -Konsumtion befaße. Spielt doch dieser Artikel auf der Ausstellung selbst eine große Rolle, wie schon die vielen Restaurants beweisen. Man möchte seinen Augen nicht trauen, wenn man sieht, wie hier die Kinder Bavaria's, die sofort rebelliren, wenn die Maß um einen Pfennig im Preise gesteigert werden soll, hier 40 Pf. für dieselbe zahlen, also 16, schreibe sechzehn Pfennige mehr als sonst allgemein in München und Nürnberg. Sicher ist dies auch ein Erfolg der Landesaussstellung.

Welchen Rang aber die Bierproduktion in Baiern einnimmt, mögen folgende Zahlen zeigen. Von den 38 492 347 Hektolitern, die 1880, 81







oder Nordpolarrasse an. Die Menschen dieser Rasse sind in der Regel klein, der Kopf ist rund und von unverhältnismäßiger Größe, das Gesicht sehr breit und kurz, besonders gegen die Stirn hin platt, die Nase gequetscht, die Backenknochen sind hervorstehend, die Augen braungelb, die Haare spießig, gerade, schwarz, fettig und hart. Die Nordwinen gehören zur Sippe der Finnen. Sie bewohnen die Umgegend des türmeichen Mtschnei-Kowgorod an der Wolga, der berühmtesten unter den vierzig größeren Reichstädten des weiten Zarenreichs. Ihre Sprache, welche sich in zwei Dialekte, das Moschka und Erfas, verästelt, ist mit der Sprache der Tscheremissen verwandt, welche am linken Wolgaufer, ungefähr 200 000 Seelen stark, auftreten. Die Zahl der Nordwinen wird auf 700 000 geschätzt. Ihr Gebiet ist die Gegend zwischen der Oka und der Wolga und erstreckt sich bis Astrachan. Sie betreiben Ackerbau und Viehzucht und kultivieren noch besonders die Bienenzucht. Die Frauen, welche sich in alle Feldarbeiten mit den Männern teilen, haben ein bedeutendes Talent für reiche Stickerien mit filzartigem Ornament, bei welcher Beschäftigung die Nordwinenfrau unseres Bildes dargestellt ist.

St.

### Ratgeber für Gesundheitspflege.

**Rogasen.** M. Das Asthma, der „Brustkrampf“, wird in sehr vielen Fällen durch irgend ein Brust- oder Halsleiden hervorgerufen, dem nur durch sorgfältige ärztliche Untersuchung auf die Spur gekommen werden kann. In jedem Falle soll der daran Leidende schwerverdauliche, blähende Speisen und reichlichen Genuß geistiger Getränke meiden und sich vor Gemütsbewegungen zu hüten suchen. Dabei ist auf Regelmäßigkeit der Ausleerungen wie der Menstruation, auf Herstellung etwa unterdrückter Absonderungen, z. B. des Hühnerschweißes, zu sehen. Während des Anfalls ist die kranke Person in eine bequem sitzende Stellung zu bringen, nachdem alle beengende Kleidung entfernt wurde; zugleich muß möglichst für reine, gleichmäßig warme Luft gesorgt werden und es können Senfbäder für die Füße und einfache heiße Handbäder, desgleichen auch Senfteige auf die Brust in Anwendung kommen.

**Altona.** Frau Berta B. Gegen Vergiftung durch Waschseifenlauge ist Citronen- oder Schwefelsäure, je 10 Tropfen auf ein Glas Zuderwasser, anzuwenden.

**Hanau.** A. S. Was Sie (oder Ihre Frau?) gegen Klysiere einzunehmen haben, begreifen wir nicht. Dieselben sind unumgänglich, wo die Leibesverstopfung von irgend einer Spur vom Fieber begleitet ist. Macht sich aber gar kein Fieber bemerklich und wollen Sie die Abneigung gegen Klysiere durchaus nicht überwinden, so greifen Sie zu einem der bekannten Bitterwässer — für Sie können Sie ofener, für Ihre Frau Friedrichshaller Bitterwasser anwenden, das letztere enthält bei geringerem Gehalte an schwefelsaurer Magnesia und schwefelsaurem Natron etwas mehr Kochsalz als das erstere und wirkt daher milder! — Ebenso wie diese Bitterwässer erhalten Sie das gleichfalls unschädliche abführende Brausepulver in jeder Apoteke.

**Frankfurt a. O. B.** Ein treffliches und sehr einfaches Mittel gegen den Schnupfen können Sie sich herstellen, wenn Sie ein Stückchen Hirschhornsalz mit einigen Tropfen Karbolsäure und Salmiakgeist durchfeuchten. Sie wenden es an, indem Sie daran fleißig riechen.

**Regensburg.** Fr. G. T. Lassen Sie sich keine Angst einjagen und waschen Sie sich einmal in der Woche mit schwarzer Seife, schmieren Sie die kranken Hautstellen tüchtig damit ein und, nachdem Sie die Seife zehn Minuten haben wirken lassen, waschen Sie sie mit warmem Wasser ab; dann werden die „Pusteln“ höchst wahrscheinlich verschwinden.

### Redaktions-Korrespondenz.

**Berlin.** Paul S. Sie wollen von uns zum Dichten angeregt werden und „hoffen“, daß Sie zum mindesten „ein wenig Talent“ haben?! Lieber junger Mann, — wer erst zum Dichten angeregt werden muß, der lasse es ja bleiben. Beherzigen Sie Paul Heyfes Antwort auf das Verlangen nach „Aufmunterung“:

„Aufmunterung braucht jedes Kind,  
Sein kleines Köpfchen zu entflammen.“  
Auf dem Barnak weht scharfer Wind,  
Der löst die Dichter und schürt die Flammen.

**Bukarest.** E. M. Besten Dank für die Zusendung der Biographie Schröth's. Wir werden bestrebt sein, unsern Lesern bald eine alle in neuerer und neuer Zeit aufgetauchten Methoden des Naturheilverfahrens unparteiisch eingehende Abhandlung darzubieten.

**Kittitz.** (Böhmen). R. B. Wir haben Sie schon einmal an dieser Stelle um Angabe Ihrer genauen Adresse gebeten und wiederholen hiermit diese Bitte. Ist unser letzter Brief in Ihre Hände gelangt?

**Cöln.** W. B. Ihre Postkarte, die Sie uns gleich *en gros* in einem prächtig gebundenen, mit Goldschnitt geschmückten Album einleiden, verraten einiges Talent und viel guten Willen. Sorgfältiges Studiren unsrer Klassiker und eine tüchtige Portion Lebenserfahrung können Sie dereinst zu tüchtigen Leistungen befähigen, aber — aber — dereinst. Das Album ist zu schön für unsern Papierkorb, es kehrt daher zu Ihnen zurück.

**Leipzig.** G. M. Weihen Sie sich von der Leipziger Universitätsbibliothek Lorenz von Stein's „Gegenwart und Zukunft der Rechts- und Staatswissenschaften“ und widmen Sie besonders dem Kapitel „das Wesen der höheren Berufsbildung für das Recht“ Ihre Aufmerksamkeit.

**Hilfsburg.** R. S-n. Die erste Leichenverbrennung in Deutschland hat am 22. September 1874 in der städtischen Gasanstalt zu Breslau unter der Leitung des bekannten leipziger Professor Reclam stattgefunden. Die Leiche war die einer alten, im Spital gestorbenen Frau. Der Verbrennungsprozeß dauerte 2 Stunden 10 Minuten und gelang vollständig. Verbrauch wurden dazu nahe an 2 Hektoliter Coaks zum Preise von M. 1,35. Die erste Leichenverbrennung in einem nach der Angabe von Friedrich Siemens in Dresden gebauten Ofen fand am 9. Oktbr. 1874 in Dresden mit der Leiche der Lady Dille, der Frau eines englischen Oberhausmitgliedes, statt. Lady Dille war in London gestorben und hatte testamentarisch verfügt, daß ihr Leichnam verbrannt werde. Da dies in England nicht gestattet wurde, so ließ ihr Watte die Tote nach Dresden schaffen.

**Stuttgart.** S. B. Ihr Freund hat Ihnen nichts aufbinden und auch keinen Witz machen wollen, wenn er Ihnen sagte, es gäbe in Italien mehr Esel als Pferde, denn bei der 1876 in Italien vorgenommenen Zählung der Pferde, Maultiere und Esel — letztere beide Gattungen wird Ihr Freund wohl in eins gerechnet haben — stellte sich heraus, daß auf 657 544 Pferde 498 766 Esel und 293 868 Maultiere kamen.

**Berlin.** Schriftfeger E. B. Sie haben von den im Heft 10 dieses Jahrgangs der N. W. enthaltenen Rätseln die beiden ersten und die im Neuen-Welt-Kalender alle drei richtig gelöst.

## An die Leser!

Mit der nächsten Nummer beendet die „Neue Welt“ ihren 7. Jahrgang. Der im verflossenen Jahre zu verzeichnende Erfolg läßt den Herausgeber hoffen, daß die „Neue Welt“ sich auch fernerhin einer stets steigenden Teilnahme erfreuen wird. Um vielfach geäußerten Wünschen zu begegnen, wird die „Neue Welt“ vom 8. Jahrgang an in vierzehntägigen Heften à 25 Pf. erscheinen und damit die Wochenausgabe in Wegfall kommen.

Der Inhalt und die Ausstattung des nunmehr erschienenen Probeheftes des 8. Jahrganges der „Neuen Welt“ dürften den Beweis liefern, daß Redaktion und Verlag sich der Aufgabe voll bewusst sind, dem Volke ein Familienblatt im wahren Sinne des Wortes zu schaffen. Wenn der Unterhaltungsteil des Blattes mehr wie früher gepflegt ist, so soll doch nach wie vor der Belehrung durch populär-wissenschaftliche Abhandlungen, Kultur- und Sittenschilderungen in ausgedehnter Weise Rechnung getragen werden. Ferner werden auch bezüglich der Illustrationen größere Anstrengungen gemacht werden, um auch nach dieser Seite hin dem Publikum das Beste zu bieten.

Wenn wir uns nun an unsere geehrten Leser mit der Bitte wenden, uns in unserm Streben, nur Gutes und Schönes zu bringen, nach Kräften zu unterstützen, so glauben wir, daß diese Anregung genügt, um der „Neuen Welt“ die doppelte Abonnentenzahl als bisher zuzuführen.

Wir machen darauf aufmerksam, daß die „Neue Welt“ nach wie vor durch die Post zum Preise von M. 1.50 pro Quartal zu beziehen ist. Die Bestellung für das nächste Quartal wolle man daher baldigst aufgeben.

## Der Verlag der „Neuen Welt“ in Stuttgart.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Die Hussiten vor Raumburg. (Mit Illustration.) — Josef Garibaldi. (Schluß.) — Edle Liebe. Novelle. (Schluß.) — Baierns Landesausstellung zu Nürnberg. — Nordwinenfrau. (Mit Illustration.) — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktions-Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. S. W. Dieß in Stuttgart.